Warte-Jahrbuch

fuer die Mennonitische Gemeinschaft in Canada

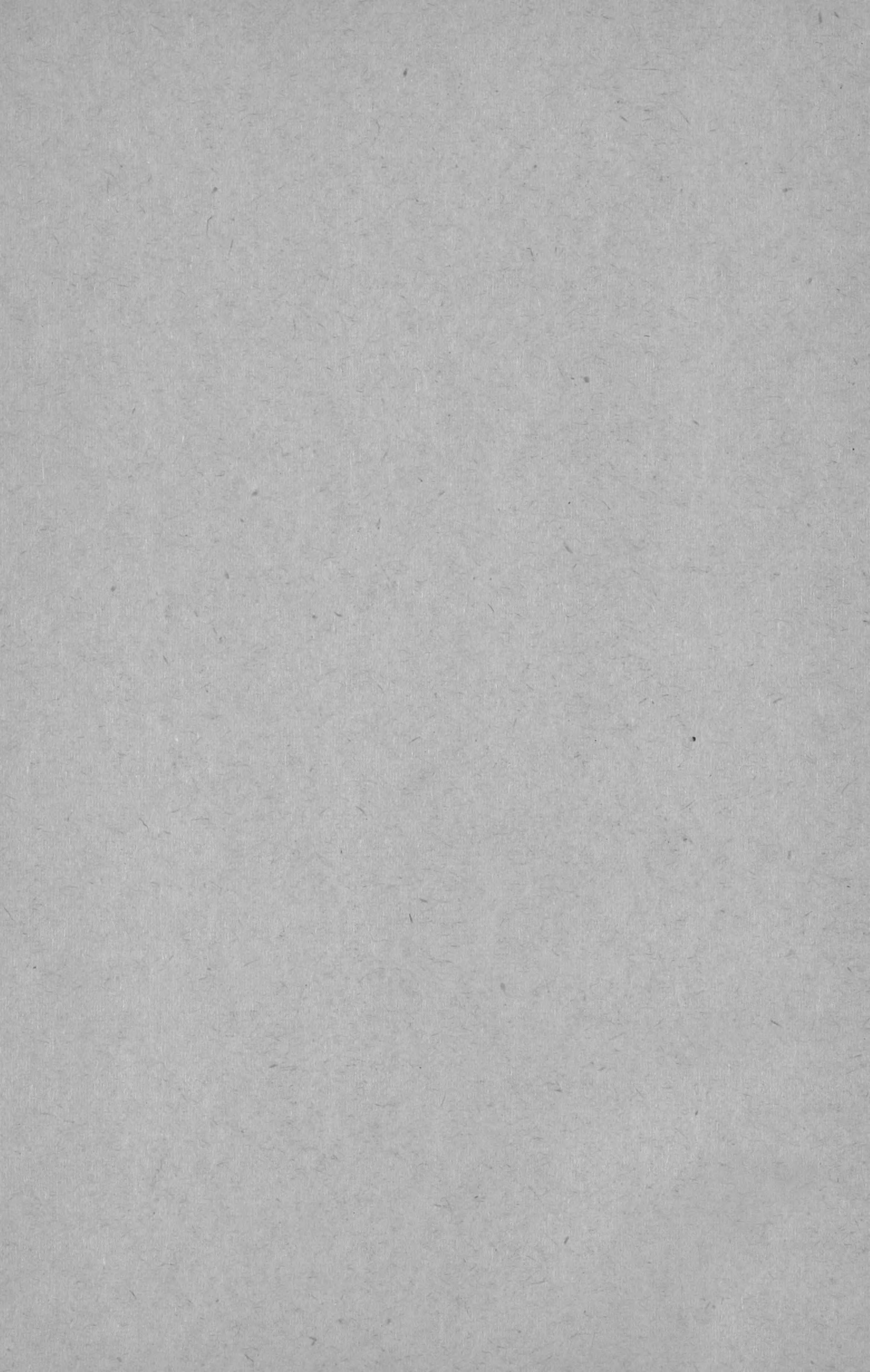
1944

2. Jahrgang

ARNOLD DYCK
Herausgeber



Warte-Jahrbuch
1944



Warte-Jahrbuch

für die Mennonitische Gemeinschaft in Canada

1944

2. Jahrgang

Herausgegeben von

Arnold Dyck



Steinbach - Manitoba - Canada

Druck: Steinbach Post, Steinbach, Manitoba



Vorwort

Wenn wir an der Schwelle des neuen Jahres Rückschau halten auf das ablaufende Jahr 1944 und dabei zu erkennen versuchen, welche unter seinen vielen Ereignissen und Erscheinungen für unsere Gemeinschaft das Wichtigere und Bedeutendere, vielleicht Folgenschwerere gewesen, so kann darüber kaum ein Zweifel bestehen, daß dieses die Erschütterung ist, die einer der Grundpfeiler unseres Glaubensbekenntnisses — die Wehrlosigkeitslehre — erlitten.

Man schreibt nicht davon, auch spricht man nicht viel davon, und dennoch beschäftigen sich unsere Gedanken immer wieder damit, da wir alle es dumpf empfinden, daß angesichts der weit über 1000 jungen Männer unserer Gemeinschaft, die das Gewehr ergriffen haben, eine Ueberprüfung des Wehrlosigkeitsgrundsatzes nicht wird zu vermeiden sein. Man wird es übrigens kaum so nennen, aber durch die erzwungene Stellungnahme der einzelnen Gemeinden denjenigen ihrer Glieder gegenüber, die das Wehrlosigkeitsgebot übertreten haben, nehmen die Gemeinden gleichzeitig auch Stellung zu dem Lehrprinzip selber, und wird ihr Entscheid bekunden entweder ein Festhalten daran oder ein Abweichen davon, falls nicht zu einer Kompromißformel Zuflucht genommen wird.

Diese Verschärfung der durch den Krieg neuaufgerollten Wehrlosigkeitsfrage in einem Ausmaß, durch das eine Krise in den Bereich der Möglichkeit rückt, überragt an Bedeutung alles andere, was sonst das abscheidende Jahr unserer Gemeinschaft an Gutem oder Bösem gebracht.

Was sonst nun hat dieses Jahr uns gebracht? Bei oberflächlichem Hinsehen wird unser Auge vielleicht mehr an den äußeren Dingen haften bleiben, wird sich von dem „materiellen Guten" fesseln lassen und dabei übersehen, daß dieses Gute — das Positive — nur aus dem Negativen der heutigen außerordentlichen Verhältnisse erwachsen konnte; denn letzten Endes ist die gegenwärtige Prosperität ein Kind des Krieges und schon daher allein ungesund. Und doch dürfte sie manches Gute wirken; und wie aus den verschiedenen Berichten dieses Jahrbuches ersichtlich wird, wirkt sie es auch.

Die guten Preise auf alle landwirtschaftlichen Produkte, die hohen Arbeitslöhne, volle Beschäftigung für alle Arbeitsfähigen und Arbeitswilligen haben eine allgemeine Verbesserung der Wirtschaftslage gebracht, so daß selbst der kleinste Mann, der Handwerker und Tagelöhner, nach den schweren Depressionsjahren erleichtert aufatmet. Durch Preisbegrenzung, durch Ueberwachung und Regulierung von Produktion und Verbrauch, durch Kontrolle des Handels und durch andere auf dasselbe Ziel gerichtete Maß-

nahmen ist es der Regierung soweit gelungen, einer Inflation zu wehren; so daß trotz den unnormalen Verhältnissen die Abwickelung des Wirtschaftslebens als normal bezeichnet werden kann. Und jeder kluge Mann nimmt heute die Gelegenheit wahr, seine wirtschaftliche Lage zu stabilisieren: trägt Schulden ab, erwirbt Eigentum u.s.w., um einem vielleicht dennoch kommenden Rückschlag in der Landeswirtschaft gefestigter zu begegnen.

Daß grade auch die Mennoniten, in denen immer noch ein gesunder Wirtschaftsinstinkt und ein praktischer Sinn stecken, bemüht sind, sich fester und unabhängiger zu begründen, findet man überall. Man sieht bei ihnen neue Wohn- und Wirtschaftsgebäude entstehen, sieht, daß neue Maschinen angeschafft werden, daß mehr Land aufgebrochen wird u.s.w., u.s.w.

Die sichtliche Aufbesserung der Geldverhältnisse hat es auch mit sich gebracht, daß man angefangen hat, nicht allein danach zu fragen, wie man am reichlichsten zu seinem täglichen Brot kommt, sondern man beginnt immer mehr auch danach zu fragen, wie man auch sonst sein Leben etwas angenehmer gestalten kann. Letzterer Wunsch ist nicht zuletzt der Beweggrund, wenn heute so viele unserer Farmer die Prärie verlassen und nach British Columbia oder nach Ontario gehen. Sie erwarten nicht soviel, dort besser „ihr Leben zu machen", als es leichter zu machen, und leichter auch nicht im Sinne vonweniger oder weniger anstrengender Arbeit als dadurch, daß diese Arbeit nicht noch durch ein rauhes und hartes Klima erschwert wird. Besonders sind es die Letzteingewanderten, die sich immer noch durch den strengen, vornehmlich aber langen Präriewinter bedrückt fühlen und schließlich, mürbe gemacht, die sich jetzt bietende Gelegenheit benutzen und vom traditionellen Weizenbau zum Obst- und Gemüsebau überwechseln.

Zur Ehre der mennonitischen Gemeinschaft muß nun noch gesagt werden, daß nicht aller Ueberschuß aus der Wirtschaft für eigennützige Zwecke aufgebraucht wird. Recht bedeutende Beträge fließen auch den verschiedenen Unternehmungen gemeinnütziger Art zu, worüber auch das vorliegende Jahrbuch wieder einiges zu berichten weiß.

Zusammenfassend läßt sich im Rückblick auf das ablaufende Jahr sagen, daß auch unser Volk an dem allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung teil hat; inwieweit es dabei aber nicht „Schaden an seiner Seele" nimmt, werden erst die Nachkriegsjahre zeigen, denn erst dann wird eine richtige Abwertung von Gut und Böse, das uns der Krieg gebracht, möglich sein.

Im Dezember 1944

Der Herausgeber

Schulwesen

Uebersicht

Die Lage im allgemeinen. Während auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens durch den Krieg ein Aufschwung bewirkt wird, wie z. B. in der Landwirtschaft, in einigen Zweigen der Industrie, in der medizinischen Wissenschaft, im Flug- und Rundfunkwesen u.s.w., u.s.w., so gibt es auch einige andere Gebiete, auf die sich der Krieg hemmend auswirkt. Unter diesen ist das Schulwesen. Nicht nur daß die jeden Krieg begleitende Verrohung der Sitten und Verflachung der Moral auch die Jugend und die Kinder in Mitleidenschaft ziehen, auch die Schule selber wird durch den Krieg schwer getroffen. Die Universitäten und die höheren Schulen geben viel von ihrem Schülerbestand an die Armee ab. Andere jungen Männer, die sonst vielleicht eine akademische Laufbahn gewählt hätten, stellen sich schon gleich nach der Highschool dem Militär oder treten sonst — verlockt durch hohe Löhne — in Dienst und Arbeit. Doch wenn sich der Ausfall an geschultem Nachwuchs in den gelehrten Berufen späterhin auch fühlbar machen mag, so dürfte dieser Schaden weit geringer sein als der, der durch die verminderte Leistung der Elementarschule entsteht.

Es ist hier der Mangel an qualifizierten Lehrern, vielfach an Lehrern überhaupt, unter dem die Volksschule leidet. Viele jungen Lehrer werden für den Militärdienst ausgehoben; neue kommen nur spärlich hinzu. Die dadurch entstehenden Lücken können in vielen Fällen überhaupt nicht, in andern nur mangelhaft — durch nicht voll ausgebildete oder durch einmal schon abgelegte Kräfte — ausgefüllt werden.

Auch die Schulen in mennonitischen Ortschaften leiden unter diesem Uebelstand, jedoch nicht in dem Maße, wie viele Schulen anderer Distrikte, und es ist wohl kein Fall bekannt, in dem eine Schule mit vorwiegend mennonitischen Kindern wegen Fehlen eines Lehrers hat müssen geschlossen werden. Da das Beschaffen der Lehrer (indirekt zwar) Sache der Eltern der schulpflichtigen Kinder ist, so haben diese mit schuld, wenn ihre Schule ohne Lehrer bleibt. Wenn bei uns nun auch das Interesse für die Elementarschule im allgemeinen recht gering ist (sorgt die Regierung doch für sie!), so ist es dennoch nicht denkbar, daß Eltern es ruhig ansehen könnten, wenn ihre Kinder im Schulalter keine Schule besuchten. Das wäre gegen alle mennonitische Tradition und gegen mennonitisches Empfinden, und es müßte schon noch weit schlimmer kommen, ehe mennonitische Distriktschulen ohne Lehrer blieben. Diesem traditions- und gefühlsmäßigen Einstehen für den Schulun-

terricht in jeder Lage und in allen Verhältnissen danken wir es, wenn es auch heute kaum ein mennonitisches Kind gibt, das nicht seinen Unterricht bekäme.

Die Gemeinschaftsschulen. Wo die Mennoniten aber in alleiniger Kontrolle ihrer (privaten) Bildungsanstalten stehen, haben letztere auch in diesem Jahre ihren Aufstieg fortgesetzt.

Die sogenannten **Sonnabendschulen,** oder wie sonst die wenigen Schulstunden, in denen hier und da versucht wurde, die Kinder in unserer Mutter- und Gottesdienstsprache zu unterrichten, genannt mögen werden, sind übrigens vielerorts — ohne sichtliche Not — aufgegeben worden. Zwar nicht alle. Sie sind auch überhaupt nie richtig in Schwung gekommen, hauptsächlich wohl, weil sie niemals sorecht Angelegenheit der ganzen Gemeinschaft sondern nur die der Eltern blieben. Ihr Einfluß auf unser Gemeinschaftsleben war und ist daher auch nur gering.

Von größerer Bedeutung in dieser Beziehung sind die **Bibelschulen.** Wenn diese auch als Fachschulen angesehen werden müssen mit dem besonderen Ziel der Unterweisung in der christlichen Religion, so trägt ihr Unterricht, besonders weil er fast überall noch in deutscher Sprache erteilt wird, dazu bei, daß in den jungen Menschen, die ihn empfangen, neben der Liebe zur eigenen Gemeinschaft auch der Wunsch und die Bereitwilligkeit geweckt werden, an dem Weiterbestand dieser Gemeinschaft mitzuarbeiten.

Zu den im letztjährigen Jahrbuche aufgenannten 21 Bibelschulen sind noch weitere 5 hinzuzufügen:

In Manitoba: die Bibelschule in White Water
" Saskatchewan " " " Meadow Lake
" Saskatchewan " " " Hochfeld
" Alberta " " " La Glace
" Brit. Columbia die Bibelschule in West-Abbotsford

Es sind also, soweit Berichte vorliegen, 26 Schulen dieses Typus, über 5 Provinzen zerstreut, die einem besonderen religiösen Bedürfnis unserer Gemeinden Rechnung tragen, und die die mennonitische Gemeinschaft erhalten und bauen helfen.

Predigerseminare. Wenn die Bibelschulen nun auch in der Lage sind, ihren Schülern ein bedeutendes Maß christlich-religiöser Erkenntnis zu übermitteln und sie zu befähigen, in den Sonntagschulen Biblische Geschichte zu unterrichten, so genügt diese Vorbereitung noch nicht für solche, die in den Predigtdienst berufen werden, bezw. berufen werden sollen. Denn es darf nicht eintreten, daß das Bildungsniveau der Prediger, nicht nur das fachliche sondern auch das allgemeine, hinter demjenigen ihrer Zuhören zurückbleibt. Darin läge eine Gefahr für die Gemeinschaft als solche. Das hat man längst auch in den führenden geistlichen Kreisen erkannt, was dann zu dem Ge-

danken der Gründung von besonderen Schulen zur Predigerausbildung geführt hat.

Die erste solche Schule, das **„Bibel-College"**, ist von der Mennoniten-Brüdergemeinde in diesem Jahre in Winnipeg gegründet und am 1. Oktober eröffnet worden. Einer Bekanntgebung des Schulkomitees dieser Schule entnehmen wir folgendes:

„Seit jener Zeit (Nördliche Distriktkonferenz der Mennoniten-Brüdergemeinde von Nordamerika im Juni 1939 in Coaldale, Alberta) ist der Gedanke an eine höhere Bibelschule in der Nördlichen Konferenz (lebendig geblieben). Zuletzt hat er sich dahinausgewirkt, daß die Nördliche Konferenz beschlossen hat, in Winnipeg ein Gebäude zu erwerben, das für diesen Zweck gut wäre. Das ist geschehen. Wir haben heute an der Ecke Kelvin und Talbot in dem Elmwood Distrikt in Winnipeg ein Gebäude gekauft im Auftrage der Konferenz, das 134 Fuß lang und 69 Fuß breit ist. Es ist aus Ziegeln gebaut, hat 6 große Klassenzimmer, 1 Lehrerzimmer, 1 Zimmer für Lager; es hat Dampfheizung und ist in jeglicher Beziehung für unsern Zweck sehr passend. Der Preis des Hauses ist 10,000 Dollar. Die Nördliche Konferenz hat Prediger A. H. Unruh in Winkler zum Vorsteher der Schule ernannt. Br. Unruh hat sich willig erklärt, die Arbeit zu übernehmen. . . Das Schulkomitee ist bemüht, Bruder Unruh solche Männer zur Seite zu stellen, die mit ihm in einer Gesinnung das Wohl unserer Gemeinden und die religiöse Hebung unserer Jugend haben werden. Wir schauen nach Männern aus, die eine entsprechende Ausbildung erhalten haben. Die Bibelschule in Winnipeg hat zwei Abteilungen: die englische und die deutsche. Beide Abteilungen liefern ein abgerundetes Programm. Manche Gegenstände werden sowohl in englischer wie auch in deutscher Sprache gegeben werden. Es bleibt den Studenten die Wahl der Sprache überlassen. Beide Sprachen sollen voll und ganz zur Geltung kommen. Doch sollte jeder Student mennonitischer Herkunft die deutsche Sprache als Fach nehmen, damit er unsern Gemeinden mehr allseitig dienen könnte. Es werden Studenten sowohl aus den Brüdergemeinden wie auch aus andern Gemeinden aufgenommen. . . Es werden sowohl männliche wie weibliche Personen aufgenommen. Alle Studenten müssen an den Herrn Jesum Christum und sein Erlösungswerk gläubig sein und sich im Wandel als Christen bewährt haben und von ihrer Gemeinde oder, wo das nicht möglich ist, von einer Person, die dem Schulvorstand genügend bekannt ist und deren Wort genügend Gewicht hat, ein Zeugnis einschicken, daß sie zur Ausbildung für die Reichsgottesarbeit empfohlen werden können.

Die Studenten, die eine Hochschulbildung haben (Gr. 11 oder 12) dürfen beim Eintritt nicht unter 18 Jahren sein. Studenten die eine dreiklassige oder vierklassige Bibelschule beendigt haben, dürfen beim Eintritt nicht unter 21 Jahren sein. Je nachdem die Studenten teilweise Hochschulbildung oder Bibelschulbildung erhalten haben, werden die „Kredite" gegeben."

Auch in den Gemeinden der Allgemeinen Konferenz ist die Frage **der** Gründung eines Predigerseminars wiederholt erörtert worden. Zu entscheidenden Handlungen ist es soweit jedoch noch nicht gekommen. Es ist nun aber, laut Protokoll der allgemeinen jährlichen Bruderschaft der Schönwieser Gemeinde vom 9. Oktober dieses Jahres beschlossen worden, „auf der nächsten Konferenz der Mennoniten Canadas die Gründung eines **Predigerseminars** in Winnipeg anzuregen." Dem Ziele der Predigerausbildung soll auch der vom Komitee der Predigerkonferenz geplante fünfmonatige Kursus für Prediger im Anschlusse an die Rosthener Bibelschule dienen.

Die Fortbildungsschulen in Rosthern und Gretna haben ein weiteres erfolgreiches Jahr hinter sich. Erfolgreich in bezug auf die Lernergebnisse sowohl wie auf die Schülerzahl. Und wenn durch Jahrzehnte es die Hauptsorge der Schulleitungen war, die Klassenräume zu füllen, so ist es jetzt ihre Hauptsorge, diese Räume vor Ueberfüllung zu bewahren, jedoch nicht durch Abweisen etwa, sondern durch Ableiten des Schülerstromes in — und das ist eben die Sorge — Räume, die noch beschaffen werden müssen. Doch sicherlich trägt man diese neuen Sorgen lieber als die alten. Die **Rosthener Schule** (Rosthern Academy) die seit letztem Frühling auch schuldenfrei ist, sucht ihrer Raumnot dadurch Herr zu werden, daß sie einsitzige Schülertische durch zweisitzige ersetzt. Das ist aber nur eine Notmaßnahme und löst das Problem nur halb, denn es geht ja nicht um den Sitzraum allein. Und es steht auch schon eine mehr radikale Lösung in Aussicht. Es werden gegenwärtig die Mittel aufgebracht, um ein „Basement Auditorium", 60 mal 80 Fuß groß, zu bauen, in dem zeitweilig Klassenräume eingerichtet werden können, und das später aber als Kellerraum für ein neues Schulgebäude (mit anschließendem Kosthaus) dienen soll. In diesem Jahr jedoch werden einige Schülerkandidaten wegen Raummangel müssen abgewiesen werden, (der Schulbericht wurde im September abgefaßt).

Ueber den Schulbesuch während des Schuljahres 1943-44 liegen uns folgende Daten vor:

Gesamtzahl der Schüler — 129, davon Mennoniten 122.

Schülerzahl nach Graden:	Schülerzahl nach Provinzen
Grad IX — 19	Saskatchewan — 98
Grad X — 25	Alberta — 15
Grad XI — 44	Ontario — 11
Grad XII — 41	Br. Col. — 4
	Manitoba — 1

Von den 41 Schülern des XII. Grades schrieben 37 das Schlußexamen und bestanden 32 in allen Fächern, 5 nicht in allen.

Folgende Lehrer unterrichten in der Schule: K. G. Toews, M.Sc., B.Ed., Principal, P. P. Rempel, B.A. B.Ed., D. Pätkau, und Rev. J. G. Rempel.

Den Nähunterricht erteilen zwei Schwestern Lehn.

Schon eine Reihe von Jahren gibt die ausscheidende Klasse (Grad XII) ein Jahrbuch heraus, genannt „The Link“, mit eingeklebten Photographien der Lehrer und aller Schüler in Klassen-, Arbeits- und Sportgruppen. Die Redaktion liegt in den Händen der Schüler selber, und daher weht aus dem ganzen Inhalt des Buches viel heitere Jugendfrische, und der Humor ist in ihm dominierend, wenn auch hier und da ernste Noten durchklingen, wie etwa in den meisten Gedichten. Beide Sprachen, Englisch und Deutsch (eigentlich drei, denn Plattdeutsch ist auch dabei und in diesem Jahr auch noch eine vierte — die „Languij“) kommen in dem Heft zu ihrem Recht. Hier eine Probe aus der diesjährigen Ausgabe, geschrieben von Mary Dyck, Grad XII:

Die schönste Languij

„Oba waut toom leewen Tiet!“ werdet ihr Leser jetzt wohl ausrufen. Daß die Schüler in der Academy sehr viel lernen müssen habt ihr ja schon gehört, — Trigonometry, Chemistry, History und wie die Fächer nicht alle heißen. Aber „Languij“ — was ist denn das noch?

Nun, wenn wir es auf hochdeutsch erklären wollten, so müßten wir wohl sagen es ist eben was es ist. Um es klarer zu machen müssen wir die Languij selber zur Hilfe nehmen. Wenn man deutsch spricht (oder englisch) kommt man oft in die Lage, daß man seine Gefühle nicht recht so ausdrücken kann wie man es wünscht. Verbindet man aber diese beiden Sprachen und fügt hin und wieder noch etwas Neues hinzu, so kann man seine sonderbarsten Gedanken leicht zum Ausdruck bringen.

Um es etwas deutlicher zu machen wie diese Languij angewendet wird, folgen ein paar Illustrationen. Anstatt, daß man sagt: „Was gibt das nur noch aus dir; es ist ja jetzt schon nichts“, sagt man, „ What gives it yet with you, nothing is it already.“ Anstatt zu sagen: „Es ist fast nicht auszuhalten!“ wird einfacher und viel gefühlvoller gesagt: „Ich kann das meist nicht stenden!“

Jetzt wird es auch schon viel klarer sein was wir mit „Languij“ meinen. Es ist eine Redensart, die wir Mennoniten uns angewöhnt haben und diese Sprache hat etwas ganz Eigenartiges an sich. Nirgends findet man eine Sprache, die so geläufig, so reich an Ideen, und so immer passend ist.

Diese „Languij“ hat noch mehrere Abteilungen und fast jedermann kann auch noch etwas Neues hinzufügen. Die meisten von uns sind besser mit der plattdeutschen als mit der hochdeutschen Abteilung bekannt, besonders im Sprechen. „Na wo sit'et dann?“ ist ein Ausdruck den man sehr oft hört, wenn ein paar Mennoniten sich wo treffen. Wenn „de Oolasch“ sich dann begrüßt haben und das selbstverständliche Wetter besprochen haben, hört man etwas wie: „Na, daut heet, Isaak es nu vone Kämp trij, woa hee logge deed, oba daut heet, hee woat nu woll toali motti. En so aus'et met de Priese nu steit, dann woa wie daut schlacht stende tjenne, daut heet.“

Eine andere Abteilung hört sich ungefähr so: „Ich tu einen Mann kennen der allwäs Deutsch tauken tut, no matter zu hu er tauken tut. Einmal taukt er im Stäschen zu einem Englischmann. Er eckspländ von seinem Pferd, das er gelost habe. Die Gaul habe tru die Doar gekrascht, über die Fenß gejumpt und awä!“ Warum der Englischmann lachen tat, konnte er nicht understenden.“ Würde die nicht die beste „juniversal Languij“ geben?

So populär ist diese „Languij“ schon geworden, daß man sie nicht nur unter den Mennoniten hört, sondern sogar von anderen hört man den Ausdruck: „Come here once“, oder „Is the water all?“ oder auch: „You should me just, I would you what!“

Was meint ihr nun, diese Sprache oder richtiger gesagt, die „Languij“ konntet ihr auch schon lange, nicht wahr? Der Name ist wohl ein wenig unbekannt aber wenn ihr gefragt werden solltet, ob ihr die schönste „Languij“ versteht, würdet ihr nicht alle einstimmig antworten: „Youbetschurleif!“

Die **Gretnaer Schule** (Mennonite Collegiate Institut = M. C. I.) hat das Schuljahr 1943-44 ebenfalls gut abgeschlossen.

Es besuchten die Schule — 136 Schüler, davon Mennoniten 133.

Schülerzahl nach Graden:	Schülerzahl nach Provinzen:
	Manitoba — 119
Grad IX — 15	Saskatchewan — 3
Grad X — 34	Alberta — 4
Grad XI — 50	Br. Columbia — 4
Grad XII — 37	Ontario — 6

Von den 50 Schülern des XI. Grades schrieben 49 das Schlußexamen und bestanden 30 in allen Fächern, 19 nicht in allen. Von den 37 Schülern des XII. Grades schrieben 35 das Schulexamen und bestanden 21 in allen Fächern, 12 nicht in allen.

Auszeichnungen: 1 Schülerin des XI. Grades gewann das erste Isbister „Scholarship“ mit einer Durchschnittszensur von etwa 90. 3 Schülerinnen des XII. Grades wurden Stipendien für die Universitätsstudien angeboten. (Nur eine konnte davon Gebrauch machen.)

Daß auch die Gretnaer Schule lange nicht mehr alle sich anmeldenden Schülerkandidaten aufnehmen kann wegen Raummangel, ist bekannt, wie auch bekannt ist, daß große Anstrengungen gemacht werden, die Mittel für ein neues, modernes Schulgebäude zusammen zu bringen. Hierüber findet der Leser an anderer Stelle einen besonderen Bericht.

Auch die Gretnaer Schule legt ein großes Gewicht auf die Erlernung der Muttersprache. Der Wert dieser Sprache für die Schüler während der Schulzeit sowohl wie im späteren Leben liegt nicht in ihrer Bedeutung als Umgangssprache oder als Sprache für den geschäftlichen Verkehr etwa, sondern darin, daß sie als Mittel dient zur Erschließung von Schätzen höherer

Art, wie das z. B. sehr sinnvoll illustriert wird in dem Aufsatze einer Schülerin des XII. Grades, den wir hier folgen lassen:

Mein Lieblingsgedicht

Ueber allen Gipfeln
ist Ruh,
In allen Wipfeln
spüreſt du
kaum einen Hauch.
Die Vöglein schlafen im Walde.
Warte nur,
balde ruhest du auch.

Berühmte Dichter haben es je und je verstanden, das zum Ausdruck zu bringen, was sich in dem Herzen jedes Menschen bewegt. In ihrer Kunst haben die Poeten die Gedanken, die wir selber nicht in passende Worte kleiden konnten, in kurzen Gedichten ergreifend schön ausgesprochen.

Es ist dieses der Fall in dem Gedichte „Wanderers Nachtlied", wo Goethe in kurzen Zeilen uns eine Nacht feierlich und still schildert. Mit wahrem Künstlersinn hat er uns eine Nacht vor die Seele geführt und so unsere Phantasie erregt, daß wir die Nacht in ihrer Pracht scheinbar sehen können.

Die erste Zeile, „Ueber allen Gipfeln ist Ruh", zaubert in uns sofort das Bild der Gebirge hervor. In majestätischer Weise heben die Berge ihre Gipfel zu dem tiefblauen Himmel empor. Die Sonne, die schon längst hinter den Bergen verschwunden ist, sendet ihre goldenen Strahlen noch einmal grüßend auf die Bergesspitzen, daß der Schnee auf denselben wie Diamanten blitzt. Bald ist auch der rosige Schimmer verschwunden. Die Stille der Nacht hat die Herrschaft übernommen.

Auch der Wald steht stumm und herrlich da. Die linden Lüftchen, die tändelnd wie ein leiser Hauch über die Fluren streifen, vermögen es nicht, die Wipfel der Bäume zu bewegen. Das Zwitschern der Waldvögel unterbricht nicht mehr die nächtliche Stille, denn die träumen schon längst dem goldenen Morgen entgegen.

Wenn wir, in einsamer Wanderung, in solch einer stillen, weihevollen Sommernacht durch Wald und Berge streifen würden, würden sich unser sonderbare Gefühle bemächtigen. Eine Sehnsucht nach stillem Frieden und völliger Ruhe beschleicht das Herz. Tröstend endet der Dichter daher sein kunstvolles Schreiben mit den Worten, die er an den einzelnen richtet, „Warte nur, balde ruhest du auch." Irma Schäfer, Grad XII

Die Abbotsforder Schule (Mennonite Educational Institute). Daß die eigenen Fortbildungsschulen ein besonders schwerwiegender Faktor in der Erhaltung unserer Gemeinschaft sind, ist in einsichtsvollen Kreisen schon immer

erkannt worden. Wenn es soweit dennoch nur bei zwei solcher Schuleln geblieben ist, so liegt das hauptsächlich darin, daß die schulgesinnten Kreise nicht die Mittel für weitere Anstalten besassen. Das ist heute nun anders geworden. Hier und da findet sich ein Dollar, der nicht notwendigerweise zurück in die Wirtschaft oder das Geschäft zu gehen braucht, und da ist es mit in erster Linie wieder die Schule, für die man diesen Dollar aufzuwenden bereit ist. Und so ist es — man darf wohl annehmen — gekommen, daß in diesem Herbst eine **dritte Fortbildungsschule** eröffnet werden konnte. Näheres über diese Schule entnehmen wir dem Berichte ihres Leitenden Lehrers J. C. Thiessen:

„. . . Allgemein empfand man das Bedürfnis nach einer Fortbildungsschule in B. C.. Man sah, daß etwas für unsere Kinder getan werden mußte, wenn wir nicht Gefahr laufen wollten, sie zu verlieren. Der Herr legte es einigen Männern aufs Herz, den Gedanken an die Gründung einer Fortbildungsschule den Gemeinden nahe zu legen. Es wurden mehrere Beratungen mit den Vertretern wohl fast aller Gemeinden in B. C. gehalten; und die Folge davon ist, daß wir gegenwärtig eine Fortbildungsschule bei unserer Bibelschule (Süd-Abbotsford Bibelschule) gegründet haben, d. h. temporär, denn wenn wir erst die Erlaubnis zum Schulbau erhalten, wird eine große Schule gebaut werden, aber wahrscheinlich nicht bei uns, da unsere (Bibel-) Schule nicht genügend im Zentrum der Ansiedlung liegt. Uns war es darum zu tun, den Anfang an einer bestehenden Bibelschule zu machen, und unsere Gemeinde war willig, auch in diesem Sommer wieder einen Bau (auf eigene Schultern) vorzunehmen und einen schönen großen Flügel an die Schule zu bauen, so daß vorläufig zwei separate Schulen in einem Gebäude Raum gefunden haben. Die Bibelschule gehört der Süd-Abbotsford M. B.-Gemeinde, während die Fortbildungsschule auf mennonitisch-völkischer Grundlage steht . . . Wir arbeiten in drei schönen Klassenzimmern mit den Graden IX, X und XI. Als Lehrer für die englischen Hochschulfächer sind Js. J. Dyck, früher an der Winkler Hochschule, und H. Nikkel von Laird, Sask., angestellt. Wir haben zum Anfang 43 Schüler, doch kommen noch immer mehr hinzu. Auf der Anmeldeliste waren über 70, doch werden sie nicht alle kommen, da einige nach Gretna gefahren sind, und andere wegen Familienverhältnissen nicht kommen können. Das beirrt uns aber nicht, wir haben einen schönen Anfang, und der Herr möchte weiter seinen Segen geben. So haben wir denn die dritte mennonitische Fortbildungsschule, die unter dem Namen „Mennonite Educational Institute" segelt."

Soweit der Bericht. Es liegen Anzeichen vor, daß noch weitere Schulen folgen mögen.

Der Neubau der Gretnaer Gemeindeschule (M. C. I.)

Seit 1941 stand die Schülerzahl der mennonitischen Gemeindeschule in Gretna im Zeichen des Wachstums. Im Herbst 1942 waren alle Plätze in der Schule von lernlustigen Knaben und Mädchen unserer Gemeinschaft besetzt: 124 Schüler waren aufgenommen worden. In der Vergangenheit war der mangelhafte Schulbesuch oft eine drückende Sorge für die Lehrer und das Direktorium gewesen. Daher können wir es verstehen, daß der Vorsitzende des Direktoriums seinem Bericht über das Schuljahr 1942—43 das Bibelwort „Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen" zu Grunde legte. Gott hatte die Gebete der Verwaltung und des Lehrerkollegiums erhört und hatte der Schule einen großen Aufschwung geschenkt. Ebenso klang auch durch den Bericht des Prinzipals der Schule auf jener Schulversammlung (Juli 1943) das Gefühl der Freude und Dankbarkeit für den Segen und den Beistand in der schweren Arbeit des verflossenen Jahres und über den guten Erfolg und Fortschritt.

Aus dem Bericht des Prinzipals ging auch hervor, daß die Zahl der angemeldeten Schüler für das bevorstehende Schuljahr die Aufnahmemöglichkeiten bei weitem überschritten hatte; waren ja doch schon über 200 Schüler angemeldet worden. So erteilte die Schulversammlung dem Direktorium den Auftrag, für größere Aufnahmemöglichkeiten durch stärkere Anfüllung der bestehenden Räumlichkeiten zu sorgen. Ferner sollte das Lehrerkollegium und das Direktorium der Schule die Sache des Neubaues eingehend studieren und dann an eine außerordentliche Schulversammlung Bericht erstatten. Diesem Auftrag gemäß wählte das Direktorium aus seiner Mitte ein Komitee, welches zusammen mit dem Ausschuß des Direktoriums über Mittel und Wege nachdenken sollte, wie die Schule anzubauen sei oder ob ein Neubau aufzuführen wäre, um aller lernlustigen Jugend unseres Volkes in Zukunft Aufnahmemöglichkeit zu gewähren. Das Komitee bestand aus folgenden Personen: C. A. De Fehr, C. F. Klassen, Aelt. Benj. Ewert und G. H. Peters.

Die erste Beratung dieses Komitees zwecks Neubaus einer mennonitischen Schule in Gretna fand am 18. Oktober, 1943, im Hause von Herrn De Fehr in Winnipeg statt. Man einigte sich über folgende Punkte:

1.) Die Bedürfnisse haben es bewiesen, daß es an der Zeit sei, eine neue mennonitische Lehranstalt zu bauen.

2.) Weil die Schule in Gretna gegenwärtig zwei Mädchenresidenzen, eine Knabenresidenz und ein Schulgebäude mit einer Knabenresidenz besitzt und ein anderes großes Gebäude unentgeltlich als dritte Mädchenresidenz benutzen kann, und weil der „Bill of Corporation", der mennonitischen Lehranstalt auf Gretna lautet, glaubt man, daß die neue Schule in Gretna gebaut werden müßte.

3.) Das neue Gebäude sollte 6 Klassenzimmer, einen Saal, eine Halle, ein Bibliothekzimmer, ein Lesezimmer, ein physikalisches Laboratorium, ein chemikalisches Laboratorium, ein Gymnasium, einen Raum für Handarbeit der Knaben und einen Raum für Handarbeit (Home economics), einen Heizraum, einen Kohlenraum und Klosette für die männlichen und die weiblichen Schüler haben.

4) Um so ein Gebäude zu bauen, müßte ein Fonds gesammelt werden von Einzelbeiträgen in der Höhe von $25, $50, $75, $100 und darüber.

5.) Die Beiträge müßten zum Bau der Schule gespendet werden.

6.) Das Geld könnte nach Gretna an den Prinzipal der Anstalt oder nach Winnipeg an Herrn C. De Fehr geschickt werden. Diese Personen müßten das Geld in der Bank deponieren, und es dürfte nur dann angetastet werden, wenn der Bau wirklich zustande kommen sollte.

7.) Vorsitzender D. Klassen wird beauftragt, sich mit Herrn Franz Friesen, dem Baumeister von Winkler, in Verbindung zu setzen, um einen etwaigen Kostenanschlag machen zu können. Die Direktoren C. De Fehr und C. F. Klassen sollen sich für denselben Zweck mit dem Kontractor in Verbindung setzen, der die Schule zu Altona gebaut hat.

8.) Prinzipal G. H. Peters wird beauftragt, zum 8. November die Schulkonferenz einzuberufen, wo die Vorschläge geprüft werden sollen und jedermann dazu Stellung nehmen kann.

9.) Die Sammlung des Fonds denkt man sich in der Weise, daß man einige Personen nach den verschiedenen Distrikten schicken soll, die daselbst Versammlungen anberaumen und die Leute am Ort organisieren sollen. Auf diesen Versammlungen könnten Männer gewählt werden, die in ihren Distrikten die Sammlungen vornehmen.

10.) Ehe diese Organisationsarbeit geschieht, wäre es notwendig, in den Zeitungen die Fragen gründlich zu ventilieren, damit die Leute fertig sind, Stellung dazu zu nehmen, wenn die Versammlungen anberaumt werden.

11.) Das Komitee glaubt, daß man auch Versprechungsnoten annehmen könnte; die müßten dann aber vor dem 1. April, 1944 eingelöst werden, damit man ein klares Bild über die Baumöglichkeiten bekäme.

12.) Das Komitee empfiehlt, daß diejenigen, die $25.00 und darüber zum Baufonds geben, stimmberechtigte Glieder seien, und daß bei der Aufnahme ihrer Kinder man von der Reihenfolge der Anmeldung so lange wie möglich absehen möge.

Auf der Direktorensitzung am 8. November wurde jeder der eben aufgereihten Punkte eingehend besprochen und als Vorschlag für die bevorstehende Schulkonferenz gut geheißen. Der Baumeister Franz Friesen war auf der Sitzung und legte seinen Plan für das neue Schulgebäude vor. Direktor C. A. De Fehr machte die Mitteilung, daß er sich mit der Bau-Co. Waterman & Waterbery in Verbindung gesetzt hätte, und daß er sie als eine

zuverlässige, erfahrene Baugesellschaft empfehlen könne.

Am Nachmittage desselben Tages folgte die Schulversammlung, die den Bericht des Direktoriums betreffs des Neubaus anhörte, Punkt für Punkt durchsprach und annahm.

Auf der Direktorensitzung am 15. Nov. 1943 wurde nach längerer Beratung beschlossen, den Neubau der Waterman & Waterbury Co. zu übergeben. Das Direktorium sowie auch die Lehrer der M. C. J. hatten die Norwood Schule zu Winnipeg besichtigt. Diese Schule wurde Anno 1940 von dieser Baugesellschaft gebaut und sollte als Muster für den Neubau dienen. Die Gesellschaft hatte versprochen, den Ankauf des Baumaterials und das Besorgen des Erlaubnisscheines zu übernehmen. Die Größe des neuen Schulgebäudes sollte 130×70 Fuß sein. Die neue Schule soll genau auf die Mitte des Raumes, zwischen der Hecke, die im Osten vom alten Schulgebäude ist, und der Ostgrenze des Schulhofes zu stehen kommen und zwar längs der Baumallee mit dem Gesicht nach dem Süden, so daß sie 77 Fuß von den Bäumen abbleibt. Eine ganze Anzahl Brüder wurden beauftragt, alle Mennoniten-Gemeinden und -Gruppen Manitobas zu bereisen, Informationen auszuteilen und Geldsammlungen für den Neubau vorzunehmen.

Im Laufe des Winters wurden auch alle Gruppen und Gemeinden besucht. Auch wurden viele Briefe an die Vorsteher der Gemeinden, Prediger und Freunde der Schule ausgeschickt. In den Sommermonaten hatte das Direktorium wieder zwei Mann im Felde, deren Aufgabe es war, Aufklärungsarbeit über den Neubau und seine große Notwendigkeit zu tun.

Bald ist es ein Jahr, daß die Vertreter der Mennonitengemeinden beschlossen, eine neue Schule zu bauen. Im Laufe dieses Jahres wurden etwa $25,000.00 in bar und über $3000 in Versprechungen gesammelt. Da auf der allgemeinen Schulversammlung im Frühjahr 1944 festgelegt wurde, daß mindestens $40,000.00 zusammen sein müßten, ehe man mit dem Neubau beginnen darf, so ist bisher das Augenmerk der Direktoren hauptsächlich auf das Sammeln der Gelder gerichtet gewesen. Jedoch ist durch die Baugesellschaft der größte Teil des Bauholzes schon gekauft worden.

Das Direktorium ist der festen Zuversicht, daß im Laufe des Herbstes und Winters so viel Geld einkommen wird, daß im nächsten Frühjahr mit dem Bau wird begonnen werden können.

Ja, lasset uns nicht müde werden, für die wichtige und notwendige Sache zu wirken, bis wir ein neues Schulgebäude haben. Wir sind es als Volk unserer zahlreichen, lernlustigen Jugend schuldig. Sie ist unser höchstes Gut, das uns Gott anvertraut hat.

P. Schäfer

Gesundheitsdienst

Uebersicht

Unsere Krankenhäuser werden von Jahr zu Jahr stärker in Anspruch genommen. Und da das weder durch eine Senkung des allgemeinen Gesundheitszustandes noch durch irgendwelche epidemische Krankheiten verursacht wird, darf man schließen, daß die Bevölkerung sich allgemein mehr daran gewöhnt (vielleicht infolge reichlicherer Geldmittel), auch in weniger schweren Krankheitsfällen die Heilanstalten aufzusuchen, was letzten Endes eine Hebung der Volksgesundheit zur Folge haben muß. In fast allen bestehenden Hospitälern beginnt sich infolge des wachsenden Andranges Raummangel fühlbar zu machen; und nur weil unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Aufführung irgendwelcher Neubauten so beschwerlich ist (Bau- und Ausstattungsbewilligungen, Material- und Arbeitermangel etc.), und weil auch das Personal für eine erweiterte Anstalt so schwer zu finden ist, sieht man von Neu- und Erweiterungsbauten ab, wiewohl andererseits gerade jetzt die Geldmittel dazu leichter zu beschaffen wären als das später der Fall sein dürfte.

Das **Concordia Hospital.** Dem Berichte des Concordia-Vereinsvorstandes an die Jahresversammlung der Mitglieder über das Jahr 1943 (am 10. Juni 1944) zufolge ist das Berichtsjahr das weitaus erfolgreichste der letzten zehn Jahre, die das Hospital sich nun bereits in seinem gegenwärtigen Gebäude befindet. Es wurden in

1943 aufgenommen Patienten 1445, Einnahmen erzielt $53,181.99

Es konnte in dem Jahr die letzte Zahlung auf das Gebäude, die erst im Jahre 1947 fällig war, gemacht werden. Damit ist für das Gebäude insgesamt (Stamm und Zinsen) die Summe von $23,151.37 gezahlt worden. Es wurden außerdem in denselben 10 Jahren der Schuldzahlung für Reparaturen, Inventar und medizinisches Zubehör mindestens $25,000.00 verausgabt. Jedoch der heutige Wert der Anstalt ist weit größer als diese beiden Summen zusammen genommen, er ist mit $100,000.00 eher zu niedrig als zu hoch eingeschätzt. Das Hospital enthält 50 Betten für Erwachsene und 16 für Babies, verfügt über ein gut ausgestattetes Operationszimmer, einen modernen Sterilisationsraum, einen Röntgenapparat und ein recht gut ausgestattetes Laboratorium.

Der Bericht fährt dann fort:

„Im Laufe des verflossenen Winters und Frühlings ist das Krankenhaus fast ständig überfüllt gewesen. Raumerweiterungen sind in diesem

Hause nicht mehr möglich, und wir behelfen uns einstweilen damit, daß wir Patienten anderer Aerzte nur in dem Falle aufnehmen, wenn eine genügende Anzahl von freien Betten vorhanden ist. Unsere Patienten rekrutieren sich zu 65% aus unserm eigenen Volke, und diese sind es hauptsächlich, die darauf dringen, wir sollen anbauen. Des öfteren heißt es, 'Concordia soll allen Mennoniten in Manitoba dienen, baut an und wir wollen mithelfen.' Nun ist ein weiterer Ausbau des Krankenhauses aber viel problematischer, als sich die meisten denken. Mit dem Anbau eines Flügels ist uns nicht geholfen. Was wir tatsächlich brauchen würden, das wäre ein Neubau von 100 Betten, und in diesem Falle müßte unser Personal von 28 auf 50 vergrößert werden. Dieses würde aber bedeuten, daß das gegenwärtige Krankenhaus voll und ganz dem Personal als Wohnung zur Verfügung gestellt werden müßte. Um dieses alles durchzuführen, würden wir mindestens $100,000.00 benötigen. Wir glauben nicht, daß ein weiterer Ausbau des Krankenhauses während des Krieges möglich sein wird, trotzdem aber ist Concordia im geschichtlichen Maßstabe gerechnet, an einem Wendepunkte angelangt. Die Richtlinien für das weitere Schicksal von Concordia müssen hier heute geschlagen werden. Die Frage, die zu entscheiden ist, lautet folgendermaßen: Soll Concordia jetzt, nachdem es sich 10 Jahre lang rapide entwickelt hat, in den Beharrungszustand treten, oder aber, soll es sich weiterentwickeln? . . . . Wir wünschen . . . . daß die Mitgliederschaft beim Entscheiden dieser Frage von demselben Geiste beseelt sein möchte, wie am 16. Februar 1934. (Siehe Warte-Jahrbuch 1943, Seite 47. D.) . . . .

Im Laufe des vorigen Jahres (1943) haben 21 verschiedene Aerzte Patienten im Krankenhause behandelt; die weitaus größte Zahl der Patienten ist aber von unsern beiden Anstaltsärzten, H. Oelkers und N. Neufeld, behandelt worden . . . .

Dem Charakter der Krankheiten nach teilten sich die behandelten 1445 Patienten ein in:

Geburtsfälle	310
Medizinische	484
Chirurgische	585
Röntgenaufnahmen	57
Knochenbrüche	9
Total:	1445 Patienten

Der Konfession nach teilten sich die behandelten 1445 Patienten ein in:

Mennoniten	935
Lutheraner	232
Katholiken	135
Andere Denominationen	137
Unbekannt	3
Total:	1445 Patienten

Die tägliche Durchschnittszahl der Patienten betrug 36,3, und die der Babies 7,3 . . . .

Von den 28 Angestellten im Krankenhause arbeiten 19 in der Pflege und 9 im Haushalte. Von den 19 in der Pflege angestellten sind 7 graduierte Schwestern und 12 praktische Pflegerinnen. Die Leitung liegt in Händen von Schwester Olga Rempel. Die Schwesternfrage ist seit Ausbruch des Krieges für uns stets problematisch gewesen. Trotzdem wir höhere Gehälter zahlen als die größeren Krankenhäuser in Winnipeg, ist es schwer, graduierte Schwestern in unsern Dienst zu stellen. Die Gründe sind verschiedener Natur, von denen der wesentlichste wohl der ist, daß man in den andern Krankenhäusern den 8 Stundentag eingeführt hat. Für die mennonitischen Krankenhäuser in Manitoba oder sogar in ganz Canada ließe sich diese Frage in der Zukunft am besten lösen, wenn eins von den bestehenden Krankenhäusern eine Schwesternschule einrichten würde, nach Absolvierung welcher unsere mennonitischen Jungfrauen graduieren könnten. Um aber hierzu berechtigt zu sein, müßte das betreffende Hospital 100 Betten haben."

Soweit der Bericht, der ein recht anschauliches Bild zeichnet von der Tätigkeit des Hospitals während des letzten Berichtsjahres und von seiner Lage am Schlusse desselben.

Ueber das **Bethania Hospital** in Altona, Manitoba, bringen wir an anderer Stelle einen Bericht des Sekretärs des Hospital-Vereins (Bethania Hospital Society) A. D. Friesen vom 26. September 1944.

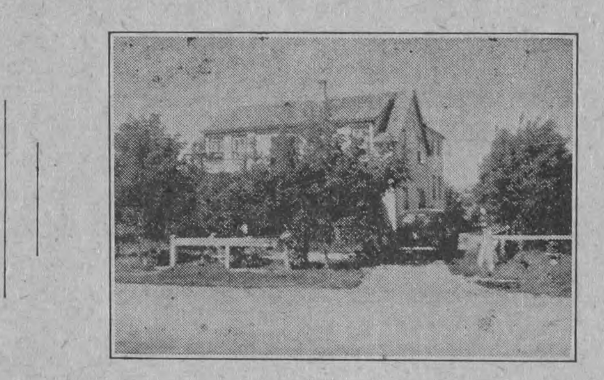
Ueber das **Heim für harmlose Geisteskranke** bei Vineland, Ont., berichtet sein Vorsteher und Inhaber, H. Wiebe, vom 31. Oktober:

Das Heim hat auch in diesem Jahr, d. h. 1944, seinen natürlichen Weg gehen können. Natürlich — weil es gewachsen ist. Es hat an Krankenzahl und auch an Aufnahmemöglichkeit zugenommen. Die Krankenzahl stieg bis auf 15 Patienten. Damit waren aber auch alle Betten, die für die Kranken zur Verfügung standen, besetzt. Nun haben wir im Herbst ein drittes Stockwerk hinaufbauen können, was die Raumfrage zu einem großen Teil löst. Dadurch bekommen wir 6 Zimmer hinzu, wo je 2 und im Notfall auch 3 Betten stehen können, und 2 Zimmer, die als Aufenthaltsort dienen können. Im ganzen hat es 8 Zimmer gegeben. Es wird vielen nicht klar sein, weshalb wir statt anzubauen hinaufgebaut haben. Es lagen zwei Gründe vor: einmal, weil das Hinaufbauen mit weniger Unkosten verbunden ist, und zweitens, weil wir glauben, daß das dritte Stockwerk einen passenden Wohnort für das Pflegepersonal bieten wird. Dann bleibt die Möglichkeit für einen Anbau noch immer offen. Wir hoffen, daß solches auch geschehen wird, denn es scheint mir so, als wird unser Volk in Bälde den lang gehegten Gedanken, eine Anstalt für unsere Geisteskranke zu bauen, in Wirklichkeit umsetzen. Es wäre auch zu schade, wenn diese guten und passenden Gelegenheiten der Ge-

genwart sollten versäumt werden. Wir haben im verflossenen Jahre besonders gemerkt, daß das Interesse und auch die Nachfrage nach so einer Anstalt besonders gestiegen sind. Nicht nur unter unserem Volk, sondern auch unter unsern englisch-sprechenden Freunden. Man läßt es sich gerne gefallen, von mennonitischer Barmherzigkeit bedient zu werden.

Die Konferenz der Menn. Br. Gemeinde in Ontario plant das Heim käuflich zu erwerben, was, ohne Zweifel die Opferwilligkeit erhöhen und den Ausbau desselben erleichtern sollte. Nun hängt letzten Endes doch alles vom Segen des Herrn ab. (Wo der Herr nicht das Haus bauet, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wo der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst. Ps. 127, 1.)

Ueber das **Invalidenheim in Steinbach** liegt ein Bericht vor von Abram Vogt, dem Vorsteher des Heimes, den wir hier folgen lassen:



Invalidenheim in Steinbach

Es wurden in diesem Oktober (1944) sechs Jahre voll, seit das Invalidenheim eröffnet wurde und während welcher Zeit es ständig an der Arbeit gewesen ist. Da die ersten Kranken seiner Zeit im Oktober aufgenommen wurden, zählt das Rechnungsjahr des Heimes von Oktober bis Oktober.

Um eine bessere Uebersicht über den Entwickelungsgang des Heimes zu geben, führen wie die Daten über die Zahl der Pflegetage von Jahr zu Jahr an:

Im 1. Jahr	1539	Pflegetage	
" 2. Jahr	2287	"	"
" 3. Jahr	2532	"	"
" 4. Jahr	3304	"	"
" 5. Jahr	5266	"	"
" 6. Jahr	7950	"	"

Im Laufe dieses letzten (6.) Jahres ist nur wenig Wechsel im Bestande der Kranken zu verzeichnen gewesen, da das Heim von Anfang an angefüllt war und nur gelegentlich neue Patienten aufgenommen werden konnten. Zum

Jahresanfang waren 21 Pfleglinge im Heim. Im Laufe des Jahres wurden 10 neue aufgenommen, und 7 schieden aus, von denen 1 starb und 6 zurück in ihre Familien kehrten, so daß das Heim zum 1. Oktober 1944 24 Kranke beherbergte.

Es dürfte zu besserem Verständnis für die im Heim getane Arbeit dienen, wenn ich diese durch Vorführung eines von den schwereren Krankenfällen illustriere. Es ist übrigens der schwerste Fall des verflossenen Jahres. Es handelt sich um einen kranken Mann in den Vierzigern, dessen Geistesstörung sich darin äußerte, daß er nicht ein Wort sprach und auch nicht essen wollte. Er war längere Zeit in Selkirk (Irrenanstalt), die letzten Monate aber wieder daheim auf der Farm gewesen. Seine Frau sagte, sie könne ihn wohl zu Hause halten, fürchte aber, er würde ihr verhungern. So brachte man ihn zu uns ins Heim. Seine lange, hagere Gestalt, er war etwa 6 Fuß groß, sein mageres Gesicht, rotes Haar, ein verwachsener, ungepflegter Bart, unstäte, flackernde Augen, das alles machte einen unheimlichen Eindruck. Die Schwestern nahmen sich seiner aber sofort an, und als die Zeit zum Essen kam, wurde er an den Tisch gesetzt. Da Zureden und Vorstellungen ihn aber nicht zum Essen bewegen konnten, legte die Schwester schließlich die Hand auf seine Stirn, neigte seinen Kopf nach hinten, und so wurde ihm die Speise dann eingelöffelt und eingestopft. Es ging nicht ohne Weigern ab, aber nur in dieser Weise war es möglich, ihm seine regelmäßigen Mahlzeiten zuzuführen. So verging eine geraume Zeit, und es wurde allmählich leichter. Der Kopf brauchte nicht mehr niedergehalten zu werden, der Kranke öffnete den Mund schon ohne Zwang. Nun versuchte man, ihm den Löffel in die Hand zu geben. Er hielt ihn aber nicht fest. Schließlich wurde, wie man es mit einem kleinen Kind tut, wenn man ihm das Bleistifthalten beim Schreiben beibringen will, seine Hand zusammen mit dem Löffel zum Munde geführt. Es dauerte lange, bis er willig wurde, den Löffel festzuhalten. Mit der Zeit tat er es aber doch, und nun brauchte die Schwester schon nur den Aermel zu fassen und etwas mitzuhelfen. Und so bekam man ihn schließlich dahin, daß er seine Mahlzeiten ohne Hilfe einnahm. Diese Eßübungen nahmen täglich fast eine Stunde in Anspruch und erforderten viel Mut und Geduld von seiten der Schwestern. Und es ging auch nicht ohne Rückschläge ab. Es gab Zeiten, wo dem Kranken tagelang kein Bissen zuzuführen war. Zum Sprechen war er nicht zu bewegen, obgleich er sehr neugierig war und gerne Gesang hörte. War er gut gelaunt, pfiff oder summte er eine Melodie vor sich hin. Wenn er in Wut geriet, stieß er zuweilen einzelne Worte aus. Obwohl er sonst harmlos war, ist es doch geschehen, daß er in Momenten der Erregung die Schwestern bedrohte, das Eßgeschirr auf den Fußboden schleuderte und auch Stühle zerschlug. Glücklicherweise war grade immer der Hausvater dabei, wenn es zu solchen Szenen kam. Die anderen Kranken fürchteten sich vor ihm, und es wurde notwendig, eine männliche Hilfe anzustellen, vor der der Kranke dann mehr Respekt hat-

te als vor den Schwestern. Was die Behandlung dieses Patienten so erschwerte war, daß er in dem vollbesetzten Hause nicht zweckentsprechend untergebracht werden konnte. Diesen Sommer nahmen seine Frau und seine erwachsenen Söhne ihn zeitweilig nach Hause. Es geht zu Hause aber auch schwer, weil er da als Hausvater zu gebieten gewöhnt war und sich jetzt nicht unterordnen will. Er gehört in ein Invalidenheim, das die entsprechende Einrichtung hat.

Das ist ein Fall — ein Pflegling, es sind ihrer aber 24 im Heim, die alle mehr oder weniger Aufsicht und Behandlung bedürfen. Die ganze Arbeit im Heim wurde getan von zwei Schwestern, denen 3 Mädchen dabei halfen. Außer diesen fünf Frauen war noch eine männliche Person zur Aushilfe da, die aber nur einen Teil ihrer Zeit dem Invalidenheim widmete.

Von den Kranken, die sich im Berichtsjahre im Heim befanden, waren
7, die ihre ganze Zeit im Bett zubringen mußten,
9, die an Bett und Stuhl gefesselt waren,
15, die sich noch mehr oder weniger frei bewegen konnten und
8, denen alle Speise in den Mund geführt werden mußte.

Wenn wir am Anfang dieses Berichts an Zahlen zeigten, wie sich die Arbeit des Invalidenheims allmählich entwickelte, so wollen wir zum Schluß an anderen Zahlen zeigen, wie das Interesse unserer Gemeinden für die Anstallt allmählich gewachsen ist.

Während der ersten drei Jahre sind keine Spenden in Bargeld eingekommen, aber dann:

Im 4. Jahr	$ 176.46
" 5. Jahr	627.06
" 6. Jahr	1919.42
Im ganzen bis zum 1. Oktober 1944	2722.94

Die Verwaltung des Heims ist immer bemüht gewesen, daß diese Spenden voll und ganz den Kranken zugute kamen. Das hat man in folgender Weise zu erreichen versucht:

Für einen geringeren Teil des Geldes wurden den Kranken kleine Geschenke zu den großen Feiertagen, wie Weihnachten, Ostern und Pfingsten, sowie zu ihren Geburtstagen gekauft.

Eine größere Summe wurde ausgegeben, um für die Bedürftigsten Kleider, Wäsche sowie Arzneien zu besorgen.

Schließlich, und dazu wurde der größte Teil der Spenden aufgebraucht, konnte mehreren mittellosen Kranken die monatliche Gebühr reduziert und andern ganz erlassen werden.

Die Konferenz der Menonniten in Canada hat sich hinter das Werk gestellt, wie man das aus den Beschlüssen dieser Konferenz vom Juli dieses

Jahres sowie aus dem Aufrufe, den das Komitee dieser Konferenz in den mennonitischen Wochenblättern veöffentlicht hat, sehen kann.

Wir hoffen im nächsten Jahr auf einem größeren Platze in Steinbach ein geräumigeres und mehr zweckmäßig eingerichtetes Haus aufführen zu können und damit in die Lage zu kommen, den Anforderungen, die an eine Anstalt wie diese gestellt werden dürfen, in erhöhtem Maße gerecht zu werden.

Damit schließt der Bericht.

Das Invalidenheim bei Rosthern. In das Jahr 1944 fällt auch die Eröffnung eines weiteren Invalidenheims, und zwar desjenigen auf der Jugendfarm bei Rosthern. Ueber dieses Heim ist uns ein ausführlicher Bericht, der besonders auch die Vorgeschichte der Gründung gebührend berücksichtigt, von J. G. Rempel, Rosthern, zugegangen, der weiter unten folgt.

Ueber die **Nervenheilanstalt** ist wenig zu berichten, und da auch das Wenige nicht erfreulich ist, übergehen wir in diesem Jahre dieses immer noch nur im Projekt bestehende Unternehmen in der Hoffnung, daß das nächste Jahr vielleicht klarer erkennen läßt, was aus dem Projekt wird.

Das Invalidenheim auf der Jugendfarm bei Rosthern

Von Joh. G. Rempel, Rosthern, Sask.

Wo liegt sein Anfang? Im Jahre 1929 starb in Rosthern die Witwe Agatha Krahn, die nach unsern Verhältnissen hier im Westen ein beträchtliches Vermögen hinterließ. In ihrem Testament hatte sie das Vermögen in sieben Teile geteilt zu je $1400.00. Ein Teil war bestimmt für Innere Mission in Rosthern, ein anderer für Wohltätigkeitszwecke, ebenfalls in Rosthern. Allgemein hieß es immer, daß der eine Teil (gemeint doch wohl der letztere) für ein Altenheim in Rosthern bestimmt sei. Diese beiden Teile, also $2800.00, waren aber der Rostherner Fortbildungsschule geliehen, um diese Schule über eine Krisis hinwegzuhelfen. Als vor einigen Jahren diese Gelder konnten an die Gemeinde zurückgezahlt werden, wurden Stimmen laut: „Aber nun wollen wir sie auch ihrer Bestimmung gemäß gebrauchen." Da aber um jene Zeit die Fortbildungsschule um Quartiere benötigt war, weil damals schon die Schülerzahl wuchs, wurde mit dem Gedanken, es später für ein Altenheim zu gebrauchen, für einen Teil des frei gewordenen Geldes ein Haus in Rosthern zu Schülerwohnungen gekauft. Da stand also ein Haus für ein Altenheim fertig da, vorläufig natürlich mit jugendlichen Studenten gefüllt.

Um diese Zeit wird um die Rostherner Versuchsfarm gehandelt, die die Regierung veräußern wollte, weil man in Saskatoon im Zusammenhang mit der Universität und dem Department für Agrikultur eine ähnliche Versuchs-

farm unterhalten mußte, wo doch die klimatischen und sonstigen Verhältnisse der kurzen Entfernung halber zwischen Saskatoon und Rosthern fast dieselben sind. Heinrich W. Friesen, ein jugendlicher christlicher Enthusiast, hatte sein Augenmerk schon lange auf diese Farm gerichtet. Er hatte viel von den Jugendtreffen („retreats") in den Vereinigten Staaten im Rahmen der Allgemeinen Konferenz gehört, war dafür sehr eingenommen, und ihm schwebte diese Versuchsfarm mit ihren vielen Bauten, den grünen Rasen und den sonstigen Anpflanzungen als ein idealer Platz für mennonitische Jugendtreffen von Saskatchewan vor. Er glaubte anfänglich, die Farm würde für $1000.00 zu haben sein. (Lokale Politiker hatten ihn ermutigt, diese Summe der liberalen Regierung zu bieten). Als es aber hieß, die Farm sollte $20,000.00 kosten (und das war auch nur ein billiger Preis, denn der Regierung kamen die Bauten allein auf etwa $60,000.00 zu stehen), da war der junge Mann mit seinem Gottvertrauen durchaus nicht entmutigt. Er sagte: „Dann bringen wir mit Gottes Hilfe $20,000.00 auf."

Um diese Zeit war aber auch schon der Gedanke ausgesprochen worden, die Versuchsfarm wäre ein idealer Platz für die von den canadischen Mennonitenkonferenzen geplante Anstalt für harmlose Geisteskranke, von der man öfters als von einer Nervenheilanstalt spricht. Als Heinrich Friesen nun anfing zu kollektieren, wurde er auf so manchen Stellen mit der Frage angeredet: „Gibt es da auch ein Altenheim?" Augenscheinlich lag besonders den Farmermennoniten dieser Gedanke näher als die Farm, weil man doch wohl an der eigenen Farm genug hatte und an ein Farmprojekt im größeren Stil nicht so recht glaubte.

Gerade hier war es, als Heinrich Friesen zu mir kam und erwähnte: „Die Leute sind alle voll von einem Altenheim. Wäre es nicht gut, wenn wir das Altenheim, das die Rosenorter Gemeinde plant, auf der Farm einrichteten? Wir hätten es dann gemeinsam, die Rosenorter Gemeinde und die Jugendorganisation." Das natürlich ging nicht gut an. Die Jugendorganisation von Saskatchewan erstreckt sich über die ganze Provinz, die Rosenorter Gemeinde über einige Distrikte nördlich von Saskatoon. Mein Gedanke aber war damals: wir brauchen in Saskatchewan ein Invalidenheim, wie Manitoba eins hat. Da könnten auch harmlose Geisteskranke untergebracht werden. Das Komitee für die Nervenheilanstalt hat nun schon seit dem Jahre 1937 geplant, hat auch etwas Geld gesammelt, aber sonst ist das Projekt ein Projekt geblieben. Hier wäre eine gute Gelegenheit, kurz entschlossen zur Tat zu schreiten. Meine Antwort an Heinrich Friesen damals war: „Wenn die Leute fragen: Gibt es da auch ein Altenheim? dann sage: Ja! und nimm Geld entgegen. Wir richten dann auf der Farm ein Invalidenheim für ganz Saskatchewan und im Städtchen Rosthern das Altenheim der Rosenorter Gemeinde ein."

Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich sage, daß das Invalidenheim auf der Jugendfarm unserer Jugendorganisation von Saskatchewan sehr die Auf-

gabe erleichtert hat, die Gelder zur Anzahlung auf die Farm zu sammeln. (In diesem Herbst — 1944 — ist die Hälfte der Farm — $10,000.00 — bezahlt).

Um diese Zeit trat noch ein neuer Faktor auf den Plan: Prediger Isaak P. Friesen, der nach Saskatoon übersiedeln wollte, schenkte der Rosenorter Gemeinde sein geräumiges Wohnhaus in Rosthern für ein Altenheim. Man würde nicht sagen, das war des Guten zu viel, aber man könnte sagen, da war des Guten viel. So viel war auch sicher, daß diese Heime nicht alle über Nacht in Funktion treten würden. Aber kommt Zeit, kommt Rat, die Gemeinschaft kann das alles gebrauchen.

Am 4. März 1944 fand in der Kirche zu Rosthern eine Versammlung in Sachen der Jugendorganisation statt. Da erwähnte Heinrich Friesen wohl zum erstenmal auf so einer Versammlung von einem Altenheim oder Invalidenheim. Er ließ die Frage offen, welchen von diesen beiden Namen das Heim tragen sollte. Manche auf jener Versammlung nahmen Anstoß an dem Namen Invalidenheim. Heinrich Friesen stellte in Aussicht, daß das Hauptgebäude auf der Farm für diese Zwecke sollte verwendet werden. Es könnte etwa zwanzig Personen aufnehmen. Dieses Heim sollte baldmöglichst eröffnet werden. Dann warf der Berichterstatter zur Diskussion die Frage auf: „Wer soll das Heim verwalten?" Das gab eine lebhafte Debatte. Verschiedene Möglichkeiten wurden erwogen: 1. Daß die Verwaltung von einem Komitee übernommen werde, bestehend aus drei Gliedern: **ein** Glied von der Jugendorganisation, **ein** Glied von der canadischen Konferenz und **ein** Glied von dem Komitee des Rosenorter Altenheims in Rosthern. So würde nach allen Seiten hin Kooperation angestrebt werden. — 2. Daß die Jugendorganisation das Heim verwalte. — 3. Daß die Jugendorganisation das Lokal stelle und die Konferenz von Saskatchewan (vorläufig die Predigerkonferenz) das Heim verwalte.

Die Versammlung damals stand für das Projekt enthusiastisch ein, ermutigte das Komitee der Jugendorganisation, sich weiter um die Einrichtung und Entwickelung eines „Altenheims" auf der Jugendfarm zu befleißigen. Sollte der Jugendorganisation diese Arbeit zu schwer werden, dann solle sie sich an die Konferenz wenden. Die ganze Angelegenheit war schon so weit in Fluß, daß diese Versammlung das Komitee bevollmächtigte, die Sachen des Hepburner Hospitals, die damals wegen Liquidierung des Hospitals auf öffentlichen Ausruf gebracht werden sollten, für das „Altenheim" anzukaufen. Es handelt sich hauptsächlich um einstellbare Bettgestelle.

Am 8. April desselben Jahres fand in den Räumen der Canadian Menn. Board of Colonization zu Rosthern eine Sitzung des Komitees der Jugendorganisation statt. Hier wurde schon beschlossen, das Hauptgebäude zu reinigen, zu reparieren und wenn möglich zum 1. Mai dieses Jahres für die Aufnahme von Patienten fertig zu machen. Das Komitee hatte eine glückliche Hand, wenn ich so sagen darf (ich weiß von tieferen Gründen: von vielen

und heißen Gebeten der Beteiligten), in der Anstellung von Pflegepersonal. Fräulein Maria Berg von Hague wurde als leitende Schwester angestellt. Ihre Nichte, Fräulein Suse Berg, und dann noch Fräulein Suse Warkentin von Laird wurden als Pflegeschwestern angestellt. Es war Gnade von Gott, der es diesen drei tüchtigen Schwestern ans Herz legte, sich diesem Samariterdienst zu widmen. Für sie war dieser Dienst (und ist es heute noch) Herzenssache.

Auf dieser Versammlung wurde ein Komitee herausgestellt, das die Aufnahmebedingungen und die Regeln für das Heim ausarbeiten sollte. Das Komitee bestand aus Aelt. J. J. Thiessen, Saskatoon, Prediger Isaac Epp, Waldheim und Schreiber dieses Aufsatzes. Dieses Komitee trat denn auch bald zusammen, und bei der Ausarbeitung der Regeln für das Heim wurde zu allererst sein Name festgesetzt: Invalidenheim.

Die Not drängte damals schon. Die alte Tante Wieler bei Great Deer mußte Unterkunft haben. Ihre Kinder, bei denen sie sich aufhielt, waren abgebrannt. Ein Winkel im Invalidenheim wurde in aller Eile fertig gemacht, und der erste Patient fand dort Aufnahme. Frau Wieler durfte hier schöne Pflege haben, und nach etwa drei Monaten entschlief sie. Sie war die erste Leiche, die aus dem Invalidenheim hinausgetragen wurde. Bald fanden sich andere Patienten. Manche kamen mit Vorurteilen, aber diese waren schnell überwunden, nachdem man hier einige Tage liebevolle Pflege genossen hatte. Ein alter Onkel mit einem schweren Leiden, der hier ebenfalls sein Leben beschloß, machte den Ausspruch: „Ich bin in manchen Hospitälern gewesen, aber ich habe es nirgends so gut gehabt wie hier."

Das Heim wurde im Zusammenhang mit dem Jugendtreffen anfangs Juli 1944 eingeweiht. Unter freiem Himmel auf dem grünen Rasen der Jugendfarm fand die feierliche Einweihung der Farm und des Invalidenheims statt. Es war eine gesegnete und gehobene Stunde. Alles war so festlich und so feierlich gestimmt. Schöne Lieder wurden gesungen. Redner im Sonntagsstatt traten auf. Nur einer hatte über seinen Sonntagsstatt „overalls" angezogen, half Bänke zurechtstellen und legte sonst hilfsbereit seine Hand an, wo die Notwendigkeit es erheischte. Das war Heinrich Friesen, Urheber und Seele des ganzen Projekts der Jugendfarm, wozu ja auch das Invalidenheim gehört.

Heute hat das Invalidenheim etwa fünfzehn Kranke. Es befindet sich im Hauptgebäude auf der Farm, woran man etwa $2000.00 für Reparaturen verwendet hat. Beim Eintritt in das Heim grüßt den Besucher Reinlichkeit und Freundlichkeit. Wahrlich, wir brauchen uns mit diesem Invalidenheim nicht zu schämen.

Gegenwärtig wird das Invalidenheim von einem Dreierkomitee verwaltet: Prediger und Bibelschullehrer Jacob C. Schmidt, Vorsitzender der Jugendorganisation, ist auch Vorsitzender des Komitees für das Invalidenheim. In ihm haben Personal und Patienten einen treuen Fürsorger, Berater

und auch Seelsorger. Heinrich W. Friesen, auch von der Jugendorganisation, ist Sekretär-Schatzmeister. Diese wurden auf der Geschäftsversammlung während des Jugendtreffens anfangs Juli 1944 gewählt. Von derselben Versammlung wurde noch ein drittes Mitglied ins Komitee gewählt und zwar außerhalb der Jugendorganisation — Schreiber dieses.

Als Grundsatz für die Finanzierung des Heims hat man festgelegt, daß das Invalidenheim sich mit der Zeit und nach Möglichkeit von den Beiträgen der Patienten tragen soll. Es wird aber keinem Armen die Aufnahme verweigert, nur sucht das Komitee dann eine Organisation, wie die Konferenz oder eine Gemeinde, oder auch Privatpersonen, die für den Unterhalt des Patienten teilweise oder ganz aufkommen.

Es ist möglich, daß die Jugenorganisation das Invalidenheim der Konferenz anbieten wird, der Konferenz der Mennoniten von Canada oder der Prediger- und Diakonenkonferenz der Mennoniten von Saskatchewan, weil man sich andern Arbeitszweigen, der Kinder- und Jugendarbeit, zuwenden will. So oder anders, es ist mit dem Invalidenheim ein Werk der Barmherzigkeit ins Leben gerufen, das wert ist, die volle Unterstützung unserer Gemeinden zu haben. Der Herr segne und schirme dieses Werk.

Anhang: Es war wohl zu viel, zu gleicher Zeit und am selben Ort (Rosthern) ein Invalidenheim und ein Altenheim zu schaffen. Das Friesensche Haus, das im Aufsatz oben erwähnt wurde, ist für diesen Winter ein „Mädchenheim" geworden: es beherbergt zwanzig Mädchen der Fortbildungsschule zu Rosthern, während das erstgekaufte Haus, ebenfalls vorher erwähnt, Jungen beherbergt. Der Plan aber besteht und soll, so Gott will, im nächsten Sommer zur Ausführung gebracht werden, daß dieses vorläufige „Mädchenheim" für ein Altenheim verwendet wird.

Die Nervenheilanstalt

Die große, allmennonitische Nervenheilanstalt scheint immer mehr nur ein schöner Traum einzelner werden zu sollen. Das Interesse dafür ist eher am Abnehemen als am Wachsen. Vielleicht, weil nicht recht zu erkennen ist, auf welcher Basis die verschiedenen für das Unternehmen in Frage kommenden Gruppen zusammenzubringen wären. Vielleicht auch, weil gerade jetzt das allgemeine Interesse mehr auf die bestehenden drei Heime — die Invalidenheime in Steinbach und in Rosthern und das Heim für harmlose Geisteskranke bei Vineland — gerichtet ist, die man als Ersatz für die Nervenheilanstalt zu betrachten beginnt. So oder anders, der anfänglich mit viel Begeisterung aufgegriffene Gedanke einer Heilanstalt für unsere Geisteskranken in landweitem Maßstab scheint im Abbau begriffen zu sein. Bedauerlicherweise, — denn was von vielen vielleicht als Ersatz für sie ange-

sehen wird — die Invalidenheime — ist in Wirklichkeit kein Ersatz.

Diese drei Heime sind — was schon ihr Name besagen will — keine eigentlichen Heilanstalten, wenn vielleicht auch einmal ein Kranker in besserer Gesundheit das Heim verläßt als er es betrat. Für Heilanstalten sind sie viel zu primitiv und auch viel zu arm, und sie werden oft nur notdürftig ihrer höchsteigentlichen Aufgabe gerecht, der nämlich der Gewährung von bequemer Unterkunft solchen geistig- oder körperlich Gebrechlichen, die der Aufsicht und Pflege bedürfen.

Wo bleiben wir dann aber mit unseren vielen Fällen von leichter Geistesverwirrung, Gemütsstörung, Nervenzerrüttung, die alle vielleicht das erste Stadium einer ernsten Erkrankung sind, die in diesem Stadium aber noch geheilt werden kann, wenn die davon Betroffenen rechtzeitig in eine entsprechende Umgebung, und in die richtige Behandlung kommen! Und gerade diese noch nicht hoffnungslos Kranken, die sich über ihren Zustand noch Rechenschaft geben, die die sie anschleichende furchtbare Krankheit noch zu erkennen vermögen, grade diese sind die wahren Unglücklichen, sind die in Wahrheit „Aermsten unter den Armen", nicht aber die hoffnungslos Irren und die Idioten. Die letzteren sind unglücklich nur in unserer eigenen Vorstellung, denn sie selber sind über Glück und Unglück längst weg. Und doch sind es immer die Letztgenannten, die unser Mitgefühl in so hohem Maße erregen, daß wir über sie jene vergessen, die noch zu uns, zur menschlichen Gesellschaft gehören, die noch heilbar sind; so lange vergessen, bis auch sie unheilbar geworden sind. Erst wenn sie das geworden, wenden wir ihnen unser Mitleid zu, und dann brauchen sie es nicht mehr, sie brauchen nur noch unsere Pflege.

Die Invalidenheime haben ihre volle Berechtigung, und wir wundern uns heute, daß wir sie nicht schon lange gehabt. Bei ihrer Abwertung darf auch nicht nur an die Insassen dieser Heime selber gedacht und etwa nur in Betracht gezogen werden, daß sie sich hier in besserer Obhut und Pflege befinden als zu Hause, wir müssen auch — und das wiegt viel schwerer — daran denken, daß die Häuser aus denen sie kommen, daß all die Menschen dieser Häuser von einer schweren Pflicht, von einer Geist- und Gemüt bedrückenden Last befreit wurden und in den Normallauf des Lebens zurückgeschaltet wurden. (Wir wollen uns bei Beurteilung solcher Dinge nicht immer nur von billiger Sentimentalität, sondern auch einmal von auf das Leben und unsere Berufung im Leben gerichteten Erwägungen leiten lassen.) Sicherlich haben die Invalidenheime ihre Berechtigung, genau so, wie die Altenheime sie haben, auf die wir uns nun auch wieder zu besinnen anfangen, genau so, wie auch die Waisenheime sie haben, auf die wir bestimmt auch noch kommen werden. Aber über sie alle sollten wir die groß und großzügig angelegte, reich ausgestattete, fachwissenschaftlich geleitete und in christlicher Opferbereitschaft und Treue bediente Nervenheilanstalt nicht vergessen.

D.

Bethania Hospital

Am 30. März 1936 wurde die erste Versammlung zusammengerufen, um über die Gründung eines Hospitals in Altona zu beraten; denn es war wiederholt die Frage aufgeworfen worden, warum wohl in einem dichtbesiedelten Distrikte wie Altona nicht ein Hospital sein könnte.



Bethania Hospital, Altona

Damals waren es nur wenige Brüder, die die Sache anregten, die Zahl der Interessenten hat sich inzwischen aber sehr gemehrt, so daß wir heute sagen können, es besteht großes Interesse für unser Hospital, das weit über die Grenzen der Munizipalität, ja selbst über die Landesgrenze hinaus in die Vereinigten Staaten im Süden reicht; so daß wir mit dankerfülltem Herzen bekennen müssen, der Herr hat das Werk schon zum großen Segen werden lassen.

Dem geplanten Krankenhause wurde der Name „Bethania Hospital" gegeben. Es wurden dann Mitglieder für den Verein, der die Sache in die Hände nehmen und betreiben sollte, gesammelt. Auf der nächsten Versammlung wurden 15 Direktoren gewählt und aus ihrer Mitte ein Exekutiv-Komitee, das direkt in der Arbeit für das Hospital steht. Die Munizipalität Rhineland hatte in Altona ein großes Haus für die Steuer erworben, das dem Verein für seinen Zweck geeignet schien. Es wurde eine Eingabe um dieses Gebäude an den Munizipalrat gemacht, mit dem Resultat, daß dem Verein das Haus als Geschenk für den angegebenen Zweck zugesprochen wurde. Es wurde nun ausgebessert, zurechtgebaut und angestrichen, und es konnte noch in demselben Jahr die Eröffnung des Hospitals gefeiert werden.

Mit einer Oberschwester und einer zweiten Schwester als Pflegepersonal machten wir den Anfang. Aber bald wurde weitere Hilfe erforderlich. Und heute haben wir 3 registrierte Schwestern, 4 praktizierende Schwestern, 1 Stubenmädchen, 2 Köchinnen, 2 Wäscherinnen und 1 Janitor. Das Hospital hat Raum und ist eingerichtet für 15 Betten, jedoch haben zeitweilig auch schon 20 Kranke müssen untergebracht werden. Zwei Aerzte sind von Anfang

an am Hospital tätig gewesen, und der Arzt aus dem Nachbarstädtchen Gretna ist oft als dritter in Anspruch genommen worden.

Das Krankenhaus besitzt einen guten Operationstisch und auch einen Röntgenapparat. Für die Schwestern befindet sich auf dem Hofe ein Schwesternheim von 7 Zimmern. Aber nur die auswärtigen Schwestern wohnen hier, die in Altona beheimateten wohnen in der Stadt.

In den letzten beiden Jahren ist der Andrang der Kranken in einem Maße gestiegen, daß es notwendig geworden ist, mehr Raum zu beschaffen. Und heute sind bereits alle Vorkehrungen getroffen, ein großes Hospitalgebäude zu bauen, womit in nächster Zukunft begonnen werden soll. Der Bau wird ganz nach Regierungsvorschriften ausgeführt und soll 30 Betten fassen. Der Munizipalrat kommt auch diesmal wieder zu Hilfe und hat eine ansehnliche Geldsumme für den Bau bewilligt. Der Rest soll von der Bevölkerung in Form von freien Beiträgen aufgebracht werden. Die Notwendigkeit eines größeren Hospitals ist da, und das Interesse dafür ist auch da, so daß wir sehr zuversichtlich in die Zukunft schauen und hoffen, daß bald ein neues Hospital entsteht, das von noch größerem Segen für die ganze Umgebung wird als es das bisherige schon war.

A. D. Friesen



Bote-Bild

Eine Gruppe mennonitischer Jünglinge im Cordwood Camp

Erste Reihe. Von links nach rechts: Peter Klassen, Dundurn; Henry Dick, Guernsey; Frank Leikemann, Hague; Jakob Bergen, Luseland; Walter Funk, Laird; John Martens, Dundurn; George Peters, Hanley.

Zweite Reihe. Von links nach rechts: Tomas Friesen, Langham; Oscar Klassen, Laird; Abram Warkentin, Superb; Isaak Funk, Rosthern; Isaak Bergen, Wymark; Walter Unrau, Hanley; Albert Dück, Eigenheim bei Rosthern; George Friesen, McMahon.

Dritte Reihe. Von links nach rechts: John Wiens, Herschel; Clarence Janzen, Waldheim; Aron Fast, Rosthern; Sam Derksen, Redfield; Jakob Klassen, Laird; William Dyck, Wymark; John Martens, Rosthern; Peter Heppner, Waldheim.

Wohlfartseinrichtungen

Unser Mädchenheim „Eben=Ezer“ in Winnipeg

In den Jahren 1923—1930 kamen, wie es ja bekannt ist, viele mennonitische Immigranten aus den Steppen Rußlands nach Canada. Die furchtbare Revolution in Rußland hatte sie von ihrer bisherigen Heimat gelöst und ließ sie in Canada eine neue Heimat suchen.

Wie froh waren wir, als wir in dieses neue Land kamen, wo uns Frieden und Sicherheit gesichert waren und dazu das tägliche Brot. Aber wir waren bettelarm. Mit einer beträchtlichen Reiseschuld war fast jede unserer Familien belastet, die hierhergekommen war.

Zuerst gingen alle Familien aufs Land, halfen den einheimischen Farmern, die sie aufgenommen hatten, und übernahmen bald selbst Farmen. Erwachsene Söhne und Töchter gingen in fremde Familien, dort Arbeit aufzunehmen und mit ihrem Verdienst zu Hause zu helfen.

Es ist sehr interessant, wer von unseren Mädchen in Manitoba zuerst nach Winnipeg gekommen ist, um hier Hausdienste aufzunehmen, denn Anno 1923 war in ganz Winnipeg kaum eine Handvoll Mennoniten.

Sehr bald aber merkten die wohlhabenden Häuser der Stadt Winnipeg, daß mennonitische Mädchen ausgezeichnete Dienste in Haus und Küche tun könnten, und so wurde die Nachfrage nach ihnen immer mehr. Und unsere Mädchen und deren Eltern sahen darin eine Hilfe für ihre schwere materielle Lage. So kamen immer mehr Mädchen zum Dienst in die Stadt.

Die Donnerstagnachmittage und jeden zweiten Sonntagnachmittag bekamen sie frei. Das war stehende Einrichtung. Und da zeigte sich bald eine Not: wo sollten die Mädchen in ihren Freistunden bleiben? Es war ja ganz interessant, Eaton's Departmentstorehaus zu besichtigen, aber Eaton's schließt um 6 Uhr. Die Stationsgebäude der C. P. R. und der C. N. R. konnten auch besucht werden; besonders oft gingen die Mädchen in die Immigarntenhalle bei der C. P. R., da dort immer noch Immigranten ankamen. Manche Mädchen gingen regelmäßig zu gewissen Familien, die schon in der Stadt wohnten. Aber auf die Dauer, das fühlten sie, wäre das doch eine Belastung dieser Familien.

Da kam Prediger G e r h a r d A. P e t e r s, der damals in Winnipeg wohnte, auf den Gedanken, ein Heim für die dienenden Mädchen zu gründen. Mehrere mennonitische Familien fingen um die Zeit an, in der Kirche, Ecke Ellen und Alexander, die damals noch der Evangelisch=Reformierten Gemeinde angehörte, zu gottesdienstlichen Versammlungen zusammenzukom=

men. Es kamen ja immer mehr Mennoniten in die Stadt. Bald wurde diese Kirche und das Haus nebenan von ihnen käuflich erworben. Prediger G. A. Peters bezog mit seiner Frau dieses Haus, und dorthin wurden auch die Mädchen für ihre Freistunden geladen. G. A. Peters trat in Verbindung mit der Behörde für Innere Mission der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten N. Amerikas und fand hier volles Verständnis für die Sache und große Bereitwilligkeit zu helfen. Mit Hilfe der Konferenz wurde nun das Haus, 458 McDermot Ave., gemietet.

Es war im November 1926, daß die regelmäßigen Zusammenkünfte der Mädchen zuerst auf Alexander Ave. dann auf McDermot Ave. stattfanden; somit besteht unser Mädchenheim bereits 18 Jahre.

Geschw. G. A. Peters wurden als Hauseltern des Heimes von der Behörde der Innern Mission der Allgemeinen Konferenz angestellt. Diese Behörde zahlte auch die Miete und alle Ausgaben des Heimes. Es war also ganz das Werk der Konferenz. Wir sind den Brüdern der Konferenz in der Innern Mission vielen Dank schuldig, daß sie so warm und so großartig für diesen Zweig der Mission eintraten. Im Jahre 1936 feierten wir das 10jährige Bestehen des Heimes. Zu dieser Feier war der Vorsitzende der Innern Missionsbehörde, Br. J. M. Regier, hierher gekommen, was wir hoch schätzten.

Mit der Zeit haben dann die Mädchen selbst zur Unterhaltung des Heimes etwas beigetragen. Auch gegenwärtig zahlen sie bestimmte monatliche Beiträge für das Heim. Außerdem können einige Zimmer des Heimes an dienende Mädchen vermietet werden; an solche, die nicht in Häusern, sondern in Geschäften bei Tage dienen.

Im Jahre 1929 wurde das Heim von McDermot auf 412 Bannatyne Ave. verlegt. In diesem Jahre zogen Geschw. G. A. Peters nach dem Osten, und an ihrer Stelle wurden Geschw. Alexander Fasten angestellt. Als auch diese im Jahre 1933 nach B. C. verzogen, wurde Schwester Helena Epp mit der Führung des Heimes betraut. Sie und ihre Schwester Aganeta haben nun schon 11 Jahre dem Heim treu vorgestanden. Die geistliche Betreuung der Mädchen wurde dem gegenwärtigen Aeltesten der Schönwieser Gemeinde J. H. Enns übertragen.

Die Miete für das Heim auf Bannatyne Ave. betrug $45.00 monatlich. Das macht im Laufe von mehreren Jahren eine hohe Summe. Daher ging die Behörde für Innere Mission auf unsern Vorschlag, ein Haus für das Heim käuflich zu erwerben, bereitwillig ein. Und so wurde im vorigen Jahr das Haus 605 Bannatyne Ave. für $5,000 gekauft. Diese Summe wurde von der Innern Missionsbehörde in bar ausgezahlt. Unsere Gemeinden in Manitoba waren bereit, noch $1,000 beizulegen für den Ausbau des 3. Stockes dieses Hauses; und so besitzen wir nun ein eigenes, gut erhaltenes Haus mit 11 Zimmern für unser Mädchenheim.

Eine große Schar von dienenden Mädchen sind im Laufe der Jahre

von dem Heim bedient worden. Es sind ihrer ungefähr 1500. Die Höchstzahl der zu einer Zeit in der Stadt dienenden betrug 200. Seinen Namen „Eben-Ezer" erhielt das Heim, als wir das 10jährige Bestehen desselben feierten. Es soll uns an die beständige treue Hilfe Gottes erinnern.

Das Heim hat eine große Bedeutung für unsere dienenden Mädchen. Es ist ihr Heim. Hier werden Freundschaften geschlossen, die für das ganze Leben dauern. Hier haben wir an den Donnerstagen von 5—6 Uhr unsere regelmäßigen Bibelstunden. Durch das Heim bekommen die Mädchen ihre Anstellungen in den besseren Häusern der Stadt. Langjährige Erfahrung befähigt die Leiterin des Heimes den Mädchen bei ihrer Anstellung guten Rat zu geben und für sie solche Stellen zu finden, die gut sind und den Kenntnissen der Mädchen entsprechen.

Gegenwärtig ist die Zahl der in den Häusern dienenden Mädchen sehr zurückgegangen. Es sind ungefähr 25—30 Mädchen, die jetzt durch das Heim ihre Anstellung haben. Das hat verschiedene Ursachen. Einmal sind unsere Familien in diesem neuen Lande nun doch schon etwas vorangekommen; sie haben es nicht mehr so notwendig, daß ihre Töchter in die Stadt kommen und hier Dienste aufnehmen müssen. Zweitens fangen unsere Mädchen immer mehr an, Anstellungen in Geschäften und Unternehmungen anzunehmen, wo sie mehr Geld verdienen und auch mehr freie Zeit haben. Ob sich das aber gut auswirken wird, ist fraglich. Jedenfalls erwachsen damit für unser Heim und für die örtliche Gemeinde große Aufgaben. diese Mädchen zu erreichen und auch sie unter den Einfluß des Heimes und der Gemeinde zu bringen.

Durchweg machen unsere Mädchen in der Stadt unserem Volke Ehre. Sie bemühen sich, fleißig, ehrlich und treu ihren Pflichten nachzugehen und in manchen Fällen auch stille Zeuginnen Jesu zu sein.

J. H. Enns

Kulturelle Bestrebungen

Uebersicht

Fast jede **gesellschaftliche** Tätigkeit in unserem Volke ist entweder auf strikt **wirtschaftliche** oder rein **geistliche** Ziele gerichtet. Stets dient sie entweder dem Wohle des Leibes oder der Seele, während Geist und Gemüt, die in gleichem Maße Bestandteile des **Menschen** sind, und ohne die wir nicht sind, was wir **sein sollen**, leer ausgehen; wenn nicht der einzelne auf eigene Faust für sie sorgt und dabei dann nur zu oft an Dinge gerät, die ihm schaden.

Abgesehen von unseren Fortbildungsschulen — übrigens ist auch für deren Bestehen das religiöse Moment weit mehr maßgebend als das kuturelle — besitzen wir keine gesellschaftlichen Unternehmungen rein kultureller Art. Wenigstens keine von mehr als nur lokaler Bedeutung. Dieser Mangel an bewußt gewolltem und vereint getätigtem kulturellen Streben, infolgedessen unsere volkliche Erziehung heute mehr als je an Einseitigkeit leidet, ist eine Gefahr für unsere Gemeinschaft; denn mit Geld und mit geistlichen Waffen allein ist das Mennonitentum unter den heutigen Lebensverhältnissen nicht zu halten. Es muß erreicht werden, daß nicht nur unsere Leiter, sondern daß auch die Masse unseres Volkes auf eine Stufe **menschlicher** Reife gelangt, die es überflüssig macht, das Leben des einzelnen durch kleinliche Verbote und Gewährung zu regeln, bezw. zu regeln zu versuchen. (Letzten Endes werden wir uns in der Welt nicht durch „**Fliehen** der Welt" behaupten, sondern durch **Erkennen** der Welt und durch daraus sich ergebendes bewußtes und nicht erzwungenes Ablehnen dessen, was uns nicht frommt.) Zu solcher Reife, die die Welt nicht fürchtet, gelangt man aber nur durch eine **allseitige, harmonische** Ausbildung unseres Menschen. Darum tut es not, daß sich unsere gesellschaftliche Tätigkeit auch auf das Gebiet der Geistes- und Gemütsausbildung mehr und mehr zu richten beginnt, und daß jeder darauf hinzielende Versuch die Unterstützung aller Einsichtsvollen findet.

Der Mennonitische Historische Buchverlag

Ein Versuch dieser Art ist diesen Sommer von den ehemaligen Schülern der Chortitzer Zentralschule unternommen worden. Aus Anlaß der 100. Wiederkehr des Gründungsdatums dieser Schule (1842) begann man auf Anregung des ältesten der noch lebenden Lehrer dieser Schule, Dietrich H. Epp, Rosthern (Herausgeber des „Boten"), die nach Aemerika herübergekommenen ehemaligen Schüler zu sammeln. Nur langsam ging die Arbeit anfänglich von statten, doch das Interesse für die Sache wuchs im Prozesse der Arbeit, und immer mehr Schüler meldeten sich, bis die Liste schließlich weit über 300

Namen aufwies. Dann tauchten plötzlich auch Vorschläge auf, das Gedenken der Schule durch die Gründung eines kulturellen Unternehmens oder auch nur durch eine einmalige kulturelle Tat zu ehren. Und als dann im Juli Monat in Winnipeg die Konferenz der Mennoniten in Canada tagen sollte, wurden zu demselben Datum (3. Juli) auch die Chortitzer Zentralschüler dorthin eingeladen, einmal, um sich wiederzusehen und zum andern, um über den Denkmal-Vorschlag zu beraten. Auf dieser Zusammenkunft nun wurde von den anwesenden 53 ehemaligen Schülern zur „Erinnerung an die und zur Ehrung der Chortitzer Zentralschule" die Gründung eines „Mennonitischen Historischen Buchverlags" beschlossen und vollzogen, des einzigen seiner Art in der mennonitischen Geschichte, nach Ziel und Bestimmung jedoch nahe verwandt mit „The Mennonite Historical Society" der U. S. A.-Mennoniten, gegründet 1925, und mit dem „Mennonitischen Geschichtsverein" der Mennoniten in Deutschland, gegründet 1933.

Laut Gründungsprotokoll ist es die Aufgabe des Verlags: „. . . . im Interesse der mennonitischen Geschichtsforschung sowohl wie der Geschichtsschreibung und zur Förderung der mennonitischen Geschichtskenntnis in der mennonitischen Gemeinschaft Bücher und andere Drucksachen mennonitisch-geschichtlichen Inhalts herauszugeben und zu verlegen und solche auf dem Wege über eine vom Verlag zu gründende und zu leitende Buchgemeinschaft in der mennonitischen Gesellschaft zu verbreiten." Der Ausdruck „im Interesse der mennonitischen Geschichtsschreibung" ist dahin zu verstehen, daß der Verlag unter anderm auch das Verfassen von wünschenswerten geschichtlichen Werken veranlassen und durch Beschaffen der notwendigen Unterlagen dabei helfen will.

Der Verlag wird geleitet von dem Verlagskollegium, bestehend aus 6 Mitgliedern, an dessen Spitze der Präsident steht. Zum ersten Präsidenten wurde von der Gründungsversammlung Dietrich H. Epp gewählt.

Die mennonitische Presse

Wenn das Quantum des für Zeitungen und Zeitschriften aufgebrauchten Papiers der alleinige Gradmesser für den Kulturstand eines Volkes wäre, müßten die Nordamerikaner unumstritten an der Spitze aller Völker marschieren. Und unter den verschiedenen Gruppen dieser Spitze würde man auch die Mennoniten finden. Es dürfte unter den Mennoniten Canadas nur wenige Häuser geben, in die keine Zeitung kommt. Ein gut Teil dieser Zeitungen sind die englischen Wochenblätter großer Zeitungsunternehmen, die es sich dank den gutbezahlten Anzeigen leisten können, ihre Blätter, oft von beträchtlichem Umfang, für einen unglaublich niedrigen Preis auszuteilen. Diese Blätter hält man für die Wirtschaft. Zur Bildung und Entwickelung des geistigen Menschen tragen sie wenig bei, was man von ihnen auch nicht anders erwartet. Wie gering man überhaupt ihren Einfluß wertet, geht schon daraus hervor, daß man in ihnen enthaltene Lektüre (und auch Bilder),

über die man, fände man sie in einer mennonitischen Zeitung, in größte Aufregung geraten würde, unbeachtet läßt, so sehr unbeachtet läßt, bezw. mißachtet, daß man es nicht der Mühe wert hält, den eigenen Kindern diese Lektüre zu entziehen. Doch neben diesen englischsprachigen Blättern hält fast jedes mennonitische Haus auch seine mennonitische Wochenzeitung in deutscher Sprache. Diese Wochenzeitung ist es, die in den weit meisten Fällen den ganzen Bedarf an geistlicher und geistiger Speise (in geschriebener Form) deckt. In ihr findet der Leser, was ihn auf weltentlegener Farm eventuell einen Sonntagsgottesdienst ersetzt. In ihr findet er in der „Fortsetzungsgeschichte" das ihm genügende Quantum an Unterhaltungslektüre. In ihr findet er die Nachrichten und Neuigkeiten aus dem Weltgeschehen — in diesen Jahren die des Krieges—, kurz, ohne Kommentar und leidenschaftlos mitgeteilt. Vor allem aber findet er in ihr — und das ist das oft uneingestandene Beste an ihr — Mitteilungen, selbst Briefe von seinen Verwandten und Freunden hier und dort im ganzen Lande, und auch von weither hinter den Landesgrenzen, wohin immer das Schicksal seine Angehörigen verschlagen hat. Diese Wochenzeitung hält ihn aber auch auf dem laufenden über alles, was in der großen mennonitischen Gemeinschaft an Wichtigem und Bedeutendem geschieht.

So sieht die Zeitung aus, die den Durchschnittsleser aus der Zahl der rund 90 000 Mennoniten in Canada zufriedenstellt. Jedoch variieren die Anforderungen, die die Leser aus dieser Masse an ihre Zeitung stellen, sehr beträchtlich. Für viele könnte die Zeitung noch anspruchsloser sein, für viele jedoch ist sie zu anspruchslos. Und diesem verschieden gestuften Bedürfnis entsprechend haben sich auch die drei bestehenden mennonitischen Wochenschriften eingestellt, richtiger — dieses Bedürfnis hat sie geschaffen, wie sie sind. Denn eine mennonitische Zeitung ist viel mehr, was ihre Leser, die zugleich auch ihre Mitarbeiter sind, aus ihr machen, als was dem Herausgeber als Idealbild einer Zeitung für sein Volk vorschweben mag. Seine, des Herausgebers, Auffassung von einer zweckdienlichen Zeitung kann nur grade so weit zur Geltung kommen, als sie von d e m Minimum seiner Leser geteilt wird, das notwendig ist, das Blatt am Leben zu erhalten.

So hat jedes unserer drei deutschen Wochenblätter seinen Leserkreis gefunden, jedes hat seine charakteristischen Eigenheiten, und jedes hat seine Existenzberechtigung, denn jedes verrichtet ein gut Stück Kulturarbeit an unserm Volke. Alle drei Blätter erscheinen, wie schon erwähnt, in deutscher Sprache, und es ist soweit auch noch nie die Frage aufgetaucht, ob sie vielleicht etwa dem Drucke der Leserschaft nachgebend, die Sprache wechseln müßten. Zwar werden in den beiden älteren Blättern Anzeigen bereits auch in englischer Sprache gebracht, das geschieht aber, weil sie so denen, für diedie Anzeigen bestimmt sind, verständlicher sind, und nicht zuletzt auch, weil es für den Editor viel bequemer ist. Es rückt die Zeit aber immer näher, wo auch unsere canadischen Zeitungen dem Beispiel vieler ihrer Schwestern in den Vereinig-

ten Staaten folgen und ihre Sprache wechseln werden. Diese Zeit kommt mit der heranwachsenden, neuen Generation und ist daher schon abzusehen. Eine vierte, erst seit 1941 in einer der ältesten und auch heute noch fast ganz mennonitischen Ortschaft erscheinende lokale Wochenzeitung bedient sich der englischen Sprache; und wenn dafür in der Hauptsache auch rein geschäftliche Erwägungen mögen maßgebend sein (es ist nicht nur viel einfacher, es ist auch billiger eine Zeitung nach fertigem Muster und mit stets zur Hand stehendem Lesematerial in der Landessprache herauszugeben als in einer anderen), so ist hierin doch auch schon ein Zugeständnis zu sehen, das der aufdrängenden neuen Generation gemacht wird, der die englische Schriftsprache sehr viel geläufiger ist als die deutsche.

Ob wir als Volk je eine Kulturreife erlangen, die das Beherrschen mehrerer Kultursprachen als etwas Selbstverständliches ansieht, ist sehr zweifelhaft. Jedenfalls, ehe es so weit kommt, ist uns unsere Muttersprache entglitten und zur Fremdsprache geworden, die dann auch als solche wird müssen neu erlernt werden. Dazu aber werden wir uns bei den in der Sprachenfrage obwaltenden Tendenzen kaum aufraffen. Wie zugänglich wir sonst den allerdings oft zweifelhaften Segnungen von Zivilisation und Kultur auch sind, in der Sprachenfrage bleiben wir allen besseren Regungen gegenüber verstockt und erweisen uns als pietätlos, kulturscheu und handeln unweise.

Die drei mennonitischen, deutschsprachigen Wochenblätter haben alle dasselbe Format (5 Spalten), sind alle 8-seitig und bedienen sich, wie die deutschen Zeitungen Nordamerikas allgemein, der deutschen Schriftzeichen.

Die älteste unter diesen Zeitungen ist **„Die Mennonitische Rundschau."** Sie wurde im Jahre 1877 in den Ver. Staaten gegründet und 1923 nach Canada (Winnipeg) übergeführt. Ihre Leser hat sie vornehmlich in den Kreisen der Mennoniten-Brüdergemeinden und verwandter Richtungen. Ihr Herausgeber und Schriftleiter ist Herman Neufeld.

Die nächstälteste ist die **„Steinbach Post"** (Steinbach, Manitoba), gegründet 1913. Sie ist somit die älteste in **Canada** gegründete Wochenschrift. Ihre Leser kommen hauptsächlich aus den konservativeren Richtungen der alteinsässigen Gemeinden. Ihr Herausgeber und Schriftleiter ist Gerhard S. Derksen.

Die jüngste ist **„Der Bote"** (Rosthern Saskatchewan). Sie wurde im Jahre 1924 als Organ der neu aus Rußland Eingewanderten gegründet und dient auch heute in der Hauptsache noch den Interessen dieser Gruppe. Die meisten Leser erhält sie aus den Gemeinden der Allgemeinen Konferenz. Ihr Gründer und auch heute noch ihr Hrausgeber und Schriftleiter ist Dietrich H. Epp.

Die vierte mennonitische (englischsprachige) Wochenschrift **„Altona Echo"** (Altona, Manitoba) wurde, wie schon gesagt, im Jahre 1941 von ihrem

gegenwärtigen Herausgeber gegründet. Sie kann als „mennonitisch" nur insofern bezeichnet werden, als sie von einem mennnonitischen Unternehmer herausgegeben und einem Distrikt dient, der fast 100 Prozent mennonitisch ist, sonst aber ist sie als ein lokales Blatt zu betrachten, wie es fast jede größere Ortschaft hat, und das den lokalen Wirtschafts- und Gesellschaftsinteressen der Gesamtbevölkerung und nicht einer besonderen Gruppe dient. Ihr Herausgeber und Schriftleiter ist David K. Friesen.

Die Gesamtzahl der **mennonitischen** Abonnenten dieser vier Zeitungen in **Canada** ist rund 11,000. Wenn wir übersehen, daß viele Familien zwei oder auch drei dieser Blätter halten, so käme auf je 8 Personen der mennonitischen Gesamtzahl eine Wochenzeitung. Oder, auch, wenn wir annehmen, daß oft dieselbe Zeitung von mehreren Familien gelesen wird, so ergibt sich, daß in jede mennonitische Familie unseres Landes eine mennonitische Wochenzeitung kommt.

Außer diesen Wochenschriften gibt es eine Anzahl anderer periodisch erscheinender Blätter, die entweder Gemeindeorgane sind und nur Gemeindeinteressen dienen, oder sonst besondere Ziele, meistens religiöser Natur, verfolgen. Zu solchen gehören:

Der Christliche Jugendfreund
Herausgeb.: The Christian Press (Winnipeg), Auflage — 3550

Bergthaler Gemeindeblatt, (Altona) .... Aufl. 1322

Der Leitstern, Herausgeb.: Rudnerweider Gemeinde (? Manitoba) .... Auflage ?

Der Jugend-Arbeiter .... Auflage — 500

Das Konferenz-Jugendblatt, (M. B. G.) .... Auflage — 1000

Botschafter der Wahrheit, Herausgeb.: „Gemeinde Gottes in Christo" (Steinbach) .... Auflage — 750

Home News, Herausgeb.: Die Jungend von Greenland, Kleefeld, Morris und Steinbach, (Steinbach) .... Auflage — 600

Christlicher Familienfreund, Herausgeb.: Kleingemeinde (Steinbach) Auflage — 900

Der Kinderbote, Herausgeb.: Allgemeine Konferenz der Mennoniten Nordamerikas, (Rosthern) .... Auflage — 1600

Unser Jugendblatt, Herausgeb.: Die Jugendarbeiterkomitees der drei M. B. Gemeinden Winnipegs — Nordende, Südende und North Kildonan (North Kildonan) .... Auflage — 500

„Ich sende Euch" Herausgeb.: Graduantenvereinigung der Mennonitischen Lehranstalt, Gretna, (Gretna, Man.), ... Auflage — 550

Rundschreiben (der Schönwieser Gemeinde), Herausgeb.: Schönwieser Gemeinde (Winnipeg) .... Auflage — ?

Das sind noch einmal wieder über 11,000 Schriften, die periodisch in eben so viele Häuser kommen.

Diese große Menge von Literatur, durch die praktisch das ganze Mennonitentum — wenigstens der Teil davon, der sich bewußt dazu zählt — erfaßt wird, ist mehr als alles andere ein Mittel zur kulturellen Beeinflussung der Masse unseres Volkes. Ob der Inhalt dieser Literatur einer solchen hohen Aufgabe immer entspricht, und ob andererseits diejenigen, die berufen wären, sich des Mittels dieser Presse für zielbewußte Kulturarbeit zu bedienen, genügend dazu greifen — das muß dahingestellt bleiben.

Mennonitische „Abreißkalender"

Im Jahre 1943 erschienen gleichzeitig und zum ersten Mal zwei mennonitische Wandkalender — sogenannte Abreißkalender. Diese Art Kalender wurden vor dem Kriege aus Deutschland bezogen und waren wegen ihrem religiös-erbaulichen Text, der für eine tägliche kurze Andacht gedacht und geeignet war, bei den Mennoniten sehr beliebt. Als diese Bezugsquelle dann gesperrt wurde, ging man daran, eigene Kalender herauszugeben. Und so entstanden im gleichen Jahr (1943) der **„Christliche Wandkalender"**, der im Auftrage der Behörde für Innere Mission der Allgemeinen Konferenz der Mennonitengemeinschaft Nordamerikas von Jocob H. Janzen, Waterloo, Ontario, herausgegeben wurde, und der **„Eben-Ezer"** Kalender, herausgegeben und gedruckt von Jakob Regehr, North Kildonan, Manitoba.

Während der Eben-Ezer Kalender in bezug auf Form des dargebotenen Lesestoffs dem Vorbild der bereits vertraut gewordenen Kalender folgte, schlug der Christliche Wandkalender einen neuen Weg ein, wenigstens in seinem unterhaltend-belehrenden Teil, indem er anstatt der sonst üblichen illustrativen Einzelgeschichten eine fortlaufende, in christlich unterweisendem Sinne gehaltene Geschichte, wie sie sich ähnlich im Leben und in der Umgebung des Kalenderlesers selber abspielen mochte, sich abwickeln ließ. Das Ganze war jedoch so aufgebaut, daß jeder (Tages-) Abschnitt etwas mehr oder weniger in sich Abgeschlossenes darstellte.

Leider konnte Janzens „Chr. Wandkalender" schon im nächsten Jahr nicht herauskommen, da sich keine Druckerei fand, die seine Drucklegung übernehmen konnte. J. H. Janzen hat dann jedoch den bereits fertiggestellten Lesestoff unter dem Titel „Die Geschichte der Grafschaft Ebenfeld" in Buchform (2 Bände) herausgegeben.

Der Eben-Ezer Kalender erscheint aber bereits im dritten Jahr und dürfte sich als mennonitische Publikation mit bestimmtem Aufgabenkreis fest einbürgern.

Mennonitische Bücher

Hat diese Erscheinung etwas mit dem Kriege, also mit dem Abgeschlossensein von dem Auslande zu tun, ist es der natürliche Gang unserer „völkischen" Entwickelung, oder ist es nur, daß große Ereignisse einer Krisenepoche in

unserer Geschichte, verbunden mit schweren seelischen Erschütterungen der einzelnen, unsere Sinne und Gefühle auf Güter gerichtet haben, „die der Rost nicht frißt“ — wir stehen vor der Tatsache, daß die Zahl der jährlich im Rahmen unserer Gemeinschaft herausgegebenen Bücher (nicht notwendigerweise religiösen Inhalts) im Wachsen ist. Und das ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die heute mit der Drucklegung eines Buches verbunden sind. Diese Schreibfreudigkeit ist zu begrüßen, und man wäre versucht, sich aus ihr allerhand Hoffnungen für ein kulturelles Hochkommen unserer Gemeinschaft zu konstruieren, wenn nicht ein sehr bedenklicher Umstand diese Hoffnungen wieder zu vernichten drohte. Dieser Umstand ist, daß alle unsere Schreiber, und zwar nicht nur diejenigen, die es mit Büchern versuchen, sondern auch die längere Reihe derer — Männer und Frauen —, die ihre Sachen in unseren Zeitungen (auch Warte-Jahrbuch) veröffentlichen, in vorgerücktem Alter stehen. Die Jüngeren unter ihnen halten wohl noch ein Jahrzehnt oder mehr vor, kommt bis dahin aber kein Nachschub, so ist es mit den schönen Hoffnungen nichts gewesen. Dieser Nachwuchs aber (einen Fall ausgenommen) meldet sich noch nicht an. Dabei ist es nicht, daß in der jüngeren Generation nicht etwa die „Begabungen“ da wären. Man braucht nur zu verfolgen, was die Schüler der höheren Klassen unserer Schulen in Rosthern und Gretna, wo sie von den Lehrern dazu veranlaßt werden, oder wo es sonst dazu Anlaß gibt (Schul-Jahrbuch), zu schreiben vermögen, um zu erkennen, daß die Begabungen da sind, reichlich da sind. Auch darf die „Begabung“ nicht überschätzt werden. Denn auch die, die da heute schreiben, tun das vielleicht viel weniger aus einer besonderen Begabung und auch viel weniger aus einem Drange, sich literarisch zu produzieren, heraus, als aus dem oft vielleicht nicht einmal bewußt erkannten und daher mehr als Bedürfnis wirkenden Wunsche, **ihrem Volke zu dienen**; durch ein Mittel zu dienen, das an Wirksamkeit alles was Vernunft und Logik aufzuführen vermag, weit übertrifft, weil es ins **Gemüt** greift.

Mangelt es den Jüngeren an diesem Wunsch, diesem Trieb? Oder ist es etwas anderes, infolgedessen sie entweder in zu enge erd- und wirklichkeitsfremde Bahnen geleitet, oder aber in das Entgegengesetzte gedrängt werden, wodurch in ihnen dann hier wie dort ein gesunder **völkischer** Gemeinschaftssinn schon im Keime verkümmert?

Es tut not, daß wir über diese Fragen nachsinnen und zu erkennen suchen, inwieweit wir Aelteren selber daran schuld sind, wenn in den Jüngeren das Gefühl der großmennonitischen Gemeindeverbundenheit so weit schwindet, daß uns aus ihm keine neuen Dichter mehr erwachsen.

Die Buch-Neuerscheinungen des Jahres

Peter Klassen:

Fünfunddreißig Fabeln. Neben einigen eigenen Fabeln des Dichters enthält das Buch seine Uebersetzungen einer größeren Anzahl der bekanntesten Fabeln des russischen Dichters Krylow mit zahlreichen

Illustrationen dazu nach Zeichnungen russischer Künstler. Das Buch hat 74 Seiten, kostet 75¢ und ist zu beziehen vom Verfasser — Superb, Saskatchewan.

J. P. Klassen (Aeltester):

„Aehrenlese". Eine Sammlung geistlicher Gedichte (Lieder mit Melodienangabe), die vom Herausgeber in der langen Zeit seiner Amtstätigkeit „aufgelesen" wurden und die er „viel gebraucht bei den Andachten und an Krankenbetten". Eine Anzahl der Gedichte stammen jedoch aus Klassens-eigener Feder. Das Büchlein hat Leinwandeinband. 73 Seiten, Preis $1.00, zu beziehen durch G. A. Giesbrecht, 809 Alexander Ave., Winnipeg, Man.

Jacob H. Janzen, D. D.:

Die Geschichte der Grafschaft Ebenfeld. 2 Bände (3. und 4. Buch, die ersten beiden erschienen in Kalenderform). Näheres unter „Abreißkalender". Der erste Band zeigt auf der ersten Deckelseite das Bild „Winter" von Woldemar Neufeld, der zweite — auf der letzten Deckelseite eine Reproduktion der „Denkschrift" der Mennoniten in der Ukraine an die Mennoniten in Amerika aus dem Jahre 1922, Zeichnung von Hans Janzen. 192 ud 194 Seiten, Preis $1.00 pro Band, zu beziehen vom Verfasser — 164 Erb St. W. Waterloo, Ont.

Biblische Geschichten für die Sonntagsschule, verlegt von der Kulturabteilung der Canadian Mennonite Board of Colonization. Der Leitfaden enthält 62 Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament, jeweilig dem Alter der Unter- Mittel- und Oberstufe angepaßt. 247 Seiten, Preis 80¢, zu beziehen von der Verlagsstelle, Rosthern, Sask.

Biblische Geschichten. Handbuch für den Lehrer zu obigem Leitfaden mit den Vorbereitungen für den Unterricht. Etwa 500 Textseiten, in Leinwand gebunden, Preis $1.60, zu beziehen von der Verlagsstelle (Kulturabteilung der C. M. B of Col.), Rosthern, Sask.

H. Görz:

Gedichte. Eine Auswahl von geistlichen und lyrischen Gedichten, darunter einige Uebersetzungen aus dem Russischen. 62 Seiten, Preis 75¢, zu beziehen durch den „Boten", Rosthern, Sask.

Arnold Dyck:

Verloren in der Steppe. Erster Teil. Eine Erzählung aus den mennonitischen Steppenkolonien Südrußlands aus der Zeit der letzten Jahrhundertwende mit sitten- und kulturgeschichtlichem Einschlag. Illustriert, 127 Seiten, Preis $1.00, zu beziehen vom Verfasser — Steinbach, Man.

Hervorragende Männer

Konrad Grebel

Der Begründer unserer Gemeinschaft

Von Dr. Cornelius Krahn

Es ist heute eine begründete Tatsache, daß die Taufgesinnten ein Zweig der großen Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts sind. Ulrich Zwingli war der Reformator Zürichs und der deutschen Schweiz. Konrad Grebel war sein Mitarbeiter, der sich aber aus Gewissensgründen mit einem kleinen Anhang von ihm trennte. Dies war die Geburtsstunde der Taufgesinnten Gemeinden, die in den meisten Ländern unter dem Namen Mennoniten bekannt sind. Als Menno Simons, dessen Namen die Gemeinde annahm, die katholische Kirche verließ und sich ihnen anschloß, war der Begründer der Gemeinschaft schon vor 10 Jahren aus seiner Tätigkeit abgerufen worden. Menno war es vergönnt 25 Jahre den Gemeinden zu dienen, während Grebel schon nach etwa zwei Jahren starb. Menno Simons schrieb viele Schriften, die noch lange nach dem Tode die Gemeinschaft beeinflußten, während Grebel nie dazu kam, seine Anliegen und seine Absichten im Zusammenhang zu Papier zu bringen. Nur einige Briefe sind von ihm erhalten geblieben. Dennoch hat er in der kurzen Zeit seiner Tätigkeit den Anlaß zur Gründung der Gemeinschaft gegeben. Es ist fraglich, ob es ohne ihn dazu gekommen wäre *

Herkunft und Bildung

In den Niederlanden fand die Täuferbewegung hauptsächlich unter dem Handwerker- und Bauernstande Anhänger. Anders war es anfänglich in der Schweiz. Hier fand man unter ihnen viele Gebildete und aus dem Mittelstand. Erst als die Bewegung der führenden Männer beraubt worden war, änderte sich die Lage auch hier.

Die Familie Grebel war schon über ein Jahrhundert vor der Geburt Konrad Grebels in Zürich einflußreich und führend gewesen. Und Konrad Grebels Nachkommen sind es heute noch. Konrad Grebel wurde um 1498 geboren. Er war der älteste unter sieben Geschwistern. Sein Vater war Landvogt von Grüningen im Kanton Zürich und bekleidete andere hohe Aemter. Nach Beendigung der Lateinschule schickte der Vater Konrad 1515 zum Universitätsstudium nach Wien, zu welchem Zweck ihm von Kaiser Maximilian ein Stipendium verliehen worden war. Wien wurde schon damals gern von ausländischen Studenten besucht. Für die Schweizer war der humanistische

*) Literaturangabe findet man in Menn. Lexikon unter „Grebel".

Gelehrte und Medeziner, Vadian, eine Anziehungskraft, da er auch aus der Schweiz war. Er war Rektor der Universität und Professor der Rhetorik. Grebel nannte ihn später seinen „liebsten Lehrer und treuesten Freund". Auch Vadian äußerte sich anerkennend über seinen Studenten. Nach einigen Jahren heiratete er Grebels Schwester. Im Jahre 1518 verließ Vadian Wien, um sich in seine Heimatstadt, St. Gallen, als Arzt niederzulassen. Grebel begleitete ihn bei dieser Gelegenheit. Da sein Vater für ihn ein königliches Stipendium in Frankreich erhalten hatte, begab sich Konrad nach Paris, um sein Studium fortzusetzen. Hier wurde er in der Burse seines Landsmannes, Glarean, den er schon flüchtig an der Universität von Basel getroffen hatte, aufgenommen. Aber ohne sein Studium zu beendigen, kehrte er 1520 nach Zürich zurück.

Seine bedeutendsten Lehrer waren Vadian und Glarean gewesen. Er hatte sich eine gründliche humanistische Bildung angeeignet. Religiösen Studien und Fragen hatte er sich nicht in besonderer Weise gewidmet, obschon er ihnen gegenüber nicht gleichgültig war. Er schreibt in dieser Zeit an Vadian: „Wenn ich auch den Tod nicht herbeiwünsche, so fürchte ich ihn nicht, wenn er über mich, der ich auf Christum vorbereitet bin, kommen sollte". Nachdem er 1521 in Basel in einer Buchdruckerei einige Zeit gearbeitet hatte, kehrte er wieder nach Zürich zurück und heiratete wider den Willen seiner Eltern ein Mädchen aus niederem Stande.

Zwingli und Grebel

Inzwischen hatte sich Zwingli in Zürich zum Reformator entwickelt. Auch er hatte einst in Wien studiert. Schon 1517 richtete Grebel einen Brief an Zwingli, der damals noch katholischer Priester in Einsiedeln war. Nach seiner Rückkehr aus Paris besuchte Grebel den Freundeskreis Zwinglis, in dem man das Neue Testament im Urtext las (1521-22). Aber erst nach seiner Rückkehr aus Basel schloß Grebel sich diesem Kreise enger an. In dieser Zeit fand eine radikale Veränderung im Leben Grebels statt. Er war ein lebenslustiger Student gewesen. Die von seinem Vater bewirkten Stipendien hatten ihn einerseits verwöhnt und andererseits haßte er sie. Er fürchtete, daß die ausländischen Stipendien ihn zu Handlungen verpflichten könnten, die gegen sein Gewissen sein würden. Der Bruch mit den Eltern seiner Heirat wegen und Krankheitsfälle beunruhigten ihn. In dieser Lage kam Konrad Grebel mit dem Kreise Zwinglis in Berührung. Welterschütternde und herzerneuernde Fragen wurden hier erörtert. Tiefer und klarer hatte Zwingli das Evangelium des Neuen Testaments erlebt. Immer deutlicher kam das in seiner Predigt und Seelsorge zum Ausdruck. Das bedeutete eine Abwendung von der katholischen Werkgerechtigkeit und ein Ergreifen des Heils „durch den Glauben allein", wie es von Luther am tiefsten erlebt worden war. Durch Zwinglis Predigt und Auslegung der Schrift wurde auch Grebel zur Annahme des Heils geführt. Von nun an war er feuriger Anhänger der Reformation, die

unter der Leitung Zwinglis ständig wuchs. Eine enge Freundschaft verband beide, die aber leider nicht von langer Dauer war.

Schon vier Jahre hatte Zwingli in Zürich das Evangelium gepredigt. Langsam war aus dem katholischen Priester ein evangelischer Prediger geworden. Grebel hatte sich vorher nicht viel und eingehend mit religiösen Fragen beschäftigt. Aber jetzt brannte in ihm der Eifer eines Neubekehrten. Er verlangte radikale Reformen. In der Vorahnung eines frühen Todes ging ihm alles zu langsam. Er wollte Früchte und Resultate sehen. Eine radikale Rückkehr zur apostolischen Gemeinde war sein Anliegen. Zwingli dagegen ging langsam vor. Ja, im Kompromiß mit dem Rat der Stadt und der öffentlichen Meinung war er sogar bereit, errungene Erkenntnisse und Glaubenswahrheiten aufzugeben. Sein Hauptanliegen war, eine allmähliche Reformation der Kirche, wobei die Einheit der Kirche und die Zusammenarbeit mit dem Rat (dem Staat) erhalten bliebe.

Gründer der Gemeinschaft

Langsam bildete sich ein Kreis von Gesinnungsgenossen um Grebel. Sie versammelten sich zur Betrachtung der Schrift und Besprechung dringender religiöser Fragen im Hause der Mutter von Felix Manz, dem ersten Märtyrer der Gemeinschaft. Das Anliegen dieser kleinen Gemeinschaft war die Wiederherstellung der Urgemeinde. Eine praktische Durchführung dieses Gedankens mußte natürlich viele Fragen und Probleme aufbringen. Manche derselben wurden auf der großen Oktober-Disputation in 1523 besprochen. Die Besprechung fand unter der Leitung des Rates statt, der inzwischen für eine Reformation gewonnen worden war. Fragen der Aenderung des Gottesdienstes waren brennend. Die „Brüder" (Grebel und Gesinnungsgenossen) verlangten eine vollkommene Abschaffung der Messe. Zwingli sagte ausweichend, daß dies Sache des Rates sei, worauf die Brüder entgegneten, daß der Geist des Herrn in dieser Frage bereits entschieden habe. Wir könnten dies die Geburt unserer allgemein anerkannten Auffassung von der Trennung von Religion und Staat bezeichnen. Grebel und seine Freunde waren Pioniere auf diesem Gebiet, während Zwingli an der überlieferten mittelalterlichen Idee der Unzertrennlichkeit der beiden festhielt.

Die Wiederherstellung der Urgemeinde bedeutete für Grebel ursprünglich nicht die Absonderung einer kleinen Gemeinschaft von der Gesamtheit. Die Brüder verlangten von Zwingli die Veröffentlichung eines Modus, indem er zur Nachfolge Christi aufrufen solle. Sie erwarteten, daß die größere Mehrheit hierzu gehören würde. Diese ernsten Nachfolger Christi sollten der Sauerteig sein, der das Gemeindeleben, das öffentliche Leben und die Regierung im Geiste Christi erneuern würden. Aber darauf gingen Zwingli und der Rat nicht ein. Hierdurch wurden die Brüder mehr und mehr isoliert.

Unter den mehr spezifischen Forderungen der Brüder waren die Abschaffung des Zehnten und der Zinsen; statt der pompösen Messe verlangte

man die Einführung der einfachen Gedächtnisfeier des Nachtmahls unseres Herrn; die Kindertaufe sollte durch die Glaubenstaufe, der Zwingli ursprünglich auch nahe stand, ersetzt werden und eine strenge Gemeindezucht sollte den hohen sittlichen Charakter und Ernst der Gemeinde sicherstellen.

Nach der oben genannten Besprechung wurden die Brüder von Zwingli und dem Rat öffentlich verwiesen und angegriffen. Grebel setzte seine Schriftstudien fort und sah sich nach Gesinnungsgenossen um. Er schrieb unter anderen an Thomas Münzer, Karlstadt und Luther, denen er mitteilte, worinnen er mit ihnen übereinstimme und wo er fürchte, daß ihre geäußerten Anschauungen nicht schriftgemäß seien. Besonders seine Briefe an seinen Schwager Vadian geben uns Auskunft über seine Stellung und Entwicklung. Fortlaufend berichtet er über das Wachsen der Spannung in seinem Verhältnis zu Zwingli.

Die Bewegung Grebels und seiner Gesinnungsgenossen wuchs. Eltern verweigerten die Taufe ihrer Kinder. Damit rückte die Tauffrage in den Vordergrund. Am 17. Januar 1525 fand ein öffentliches Gespräch über diesen Gegenstand statt. Zwingli glaubte Sieger zu sein und der Rat bestärkte ihn in seiner Meinung. Grebel und sein Kreis waren mehr denn je davon überzeugt, daß die Glaubenstaufe schriftgemäß sei. Aber noch war niemand auf das Bekenntnis des Glaubens getauft worden. Am 18. und 21. Januar desselben Jahres verbot der Rat die privaten Bibelbesprechungen und gebot, daß alle ungetauften Kinder sofort getauft werden sollten. Im Falle der Verweigerung sollten die Eltern des Landes verwiesen werden. Aber dieses strenge Vorgehen bestärkte die Brüder nur in ihrer Ueberzeugung und in ihrem Mut.

Die Zusammenkünfte im Hause der Mutter von F. Manz wurden fortgesetzt. Es war in diesen Tagen, daß bei so einer Gelegenheit Georg Blaurock, ein ehemaliger Mönch, Konrad Grebel bat, daß er ihn auf das Bekenntnis seines Glaubens taufen möge. Grebel tat es. Hierauf taufte Blaurock 15 Brüder auf das Bekenntnis ihres Glaubens. Auch das Nachtmahl des Herrn wurde in einfacher und schlichter Form eingeführt. Dies war die Geburtsstunde der Taufgesinnten Gemeinden. Ein heiliger Eifer kam über das kleine Häuflein. Ihr Sendungsbewußtsein ließ sie vor keinen Drohungen und Verordnungen des Rates zurückschrecken. Sie entfalteten eine rege und erfolgreiche Wirksamkeit. Dr. B. Hubmaier und 300 Glieder seiner Gemeinde wurden in Waldshut getauft. In St. Gallen, Basel, Bern, Appenzell, Aargau und an anderen Plätzen wurden viele Anhänger gewonnen. 1526 führte Zürich die Todesstrafe gegen die Taufgesinnten ein. Diesem Beispiel folgten auch die anderen Kantone. Zwar konnte der Zeugenmut der Brüder nicht gebrochen werden, aber diese mittelalterliche Maßnahme hemmte die Ausbreitung des Täufertums erheblich. Nur in entlegenen Orten konnten sie sich halten.

Letzte Wirksamkeit

Im März 1525 hatte ein zweites Täufergespräch in Zürich stattgefunden. Hierauf wurde eine Anzahl von Täufern verhaftet, die aber bald entkamen. Grebel wirkte nach diesem Vorfall drei Wochen in St. Gallen. Scharen drängten sich zu seiner Predigt und empfingen die Taufe. Aber bald kehrte er wieder nach Zürich zurück. Inzwischen war Zwingli dazu übergegangen, manche von den Täufern geforderte Reformen durchzuführen. Aber eine Versöhnung war nicht mehr möglich. Im April 1525 fand in Zürich ein großer Täuferprozeß statt, der mit der Gefangennahme einer Anzahl der Brüder endigte. In dieser Zeit richtete Grebel ein ergreifendes Schreiben an seinen Schwager Vadian in St. Gallen, in welchem er ihn für die Sache der Taufgesinnten zu gewinnen suchte. Selbst dieser stellte sich jetzt entschieden auf die Seite Zwinglis. Verhör, Gefangennahme, Flucht und unermüdliche und aufreibende Tätigkeit nagten an dem Lebensnerv Grebels. Schon früher wurde darauf hingewiesen, daß seine Gesundheit schwach war. Im Sommer 1526 erkrankte er an der Pest und erlag ihr. Er entging dem Geschick von Felix Manz, der bald darauf als erster Taufgesinnter ertränkt wurde.

Rückblick

Im Juni 1925 trafen sich Mennoniten der ganzen Welt in Zürich, um das 400-jährige Jubiläum der Taufgesinnten zu feiern. Statt Feindseligkeit, wie sie den Vorfahren zuteil wurde, fanden sie Gastfreundschaft und Anerkennung. Im Großmünster, in dem Zwingli einst predigte, hörten sie vom gegenwärtigen Prediger unter anderem folgende Worte: „Der Gedanke an Zürich und an die Art und Weise, was jene Ihre Väter hier unter Zwinglis Augen und nach seinem Willen erduldet haben, ist freilich für Sie wie für uns nicht ohne Pein. Daß Sie Zürich und unser Großmünster trotzdem besuchen, nehmen wir gern als ein Zeichen dafür, daß Sie die fünfte Bitte des Vaterunsers im Ernst . . . beten und daß Sie unter Gottes Leitung gelernt haben, auch unsern Zwingli zu würdigen, wie wir gelernt haben, die Ueberzeugungstreue Ihrer Väter und die hohen Gedanken, die sie dabei leiteten, zu erkennen und dabei dankbar zu schätzen." Bei dieser Gelegenheit verlieh die Universität von Zürich Prediger Christian Neff vom Weierhof in der Pfalz den Ehrendoktor der Theologie für seine Verdienste auf dem Gebiet der Erforschung des Täufertums. Dr. Neff sagte unter anderem: „Vor fast 400 Jahren wurde der Täuferführer Felix Manz, der bei seiner Geistesbildung Anspruch gehabt hätte auf eine Ehrenstelle . . ., in der Limmat ertränkt, und heute erteilt die theologische Fakultät einem Täufer, dessen Ahnen wahrscheinlich hier im Kanton Zürich gelebt und um ihres Glaubens willen vertrieben wurden, die theologische Doktorwürde."

Die verfolgte kleine Gemeinschaft von Zürich könnte man im besonderen Sinne mit einem Weizenkorn vergleichen. Es fiel in die Erde und brachte Frucht. Man findet sie heute in allen Ländern. Aber nicht nur die Nachkom-

men jenes verfolgten Häufleins sind eine Frucht des Weizenkorns, das erstarb. Gedanken und Ueberzeugungen, für die sie litten, sind heute teilweise verwirklicht worden.

Bedeutet dieses, daß für uns nichts mehr zu tun ist? Sicherlich nicht! Die von Grebel und seinen Gesinnungsgenossen angefangene Mission ist weder vollkommen erfüllt noch veraltet. Ein Großer hat einst gesagt: „Was du ererbt von deinen Vätern, erwirb es, um es zu besitzen!" Ein anderer sagte von seinen Zeitgenossen, die eine Mission hatten und sie nicht erfüllten: „So diese schweigen, werden die Steine schreien." Konrad Grebel ist einer von denen es heißt: „Gedenket an eure Lehrer, schauet ihr Ende an und folget ihrem Glauben nach."

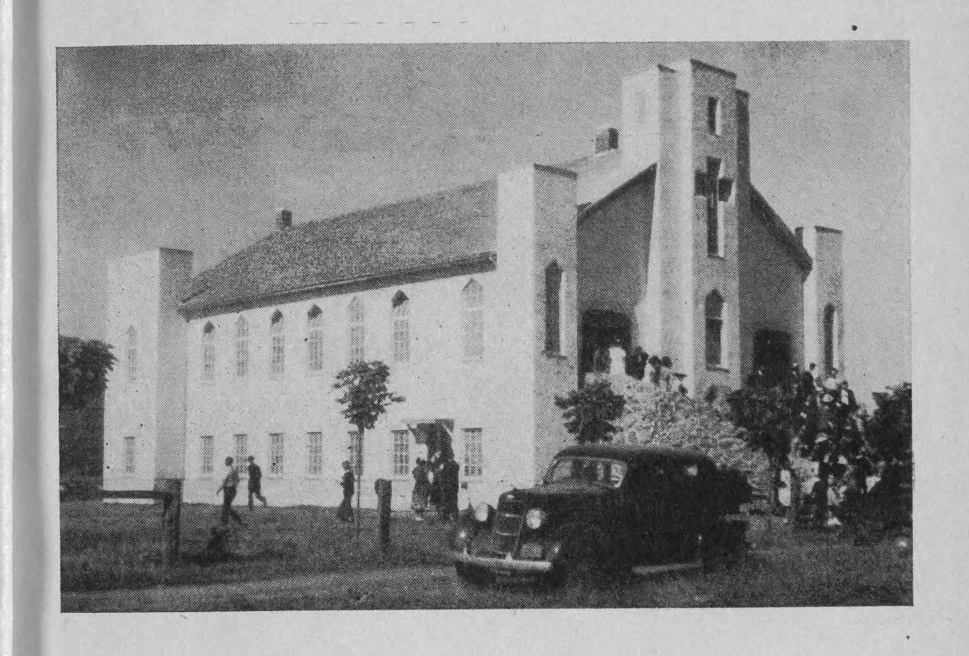


Bote Bild

Saskatchewaner Jungen im Spray River Camp

Vordere Reihe von links nach rechts: David Fehr, Carrot River; Vernon Jantzen, Waldheim; Edward Rempel, Swift Current; Jacob Buhler, Carrot River; Abe Penner, Warman.

Hintere Reihe von links nach rechts: John Ratzlaff, Saskatoon; Frank Wall, Dalmeny; Jack Friesen, Rosthern; Henry Klassen, Carrot River.



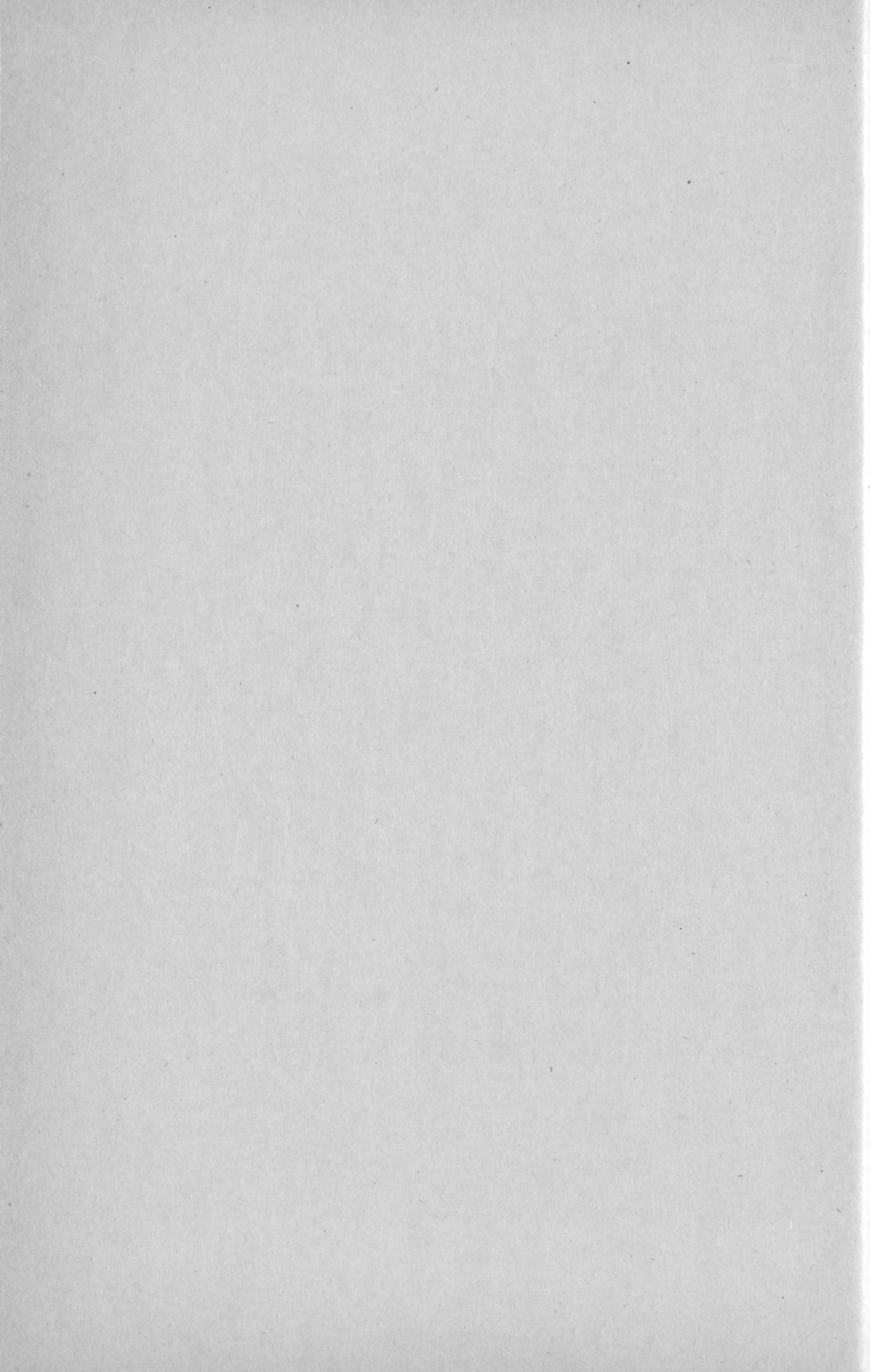
Sardis, B. C. Kirche der Brüdergemeinde.



Die früheren Schüler der Chortitzer Zentralschule, die sich am 3. Juli 1944 in Winnipeg zusammentrafen.

(Die Namen gehen von links nach rechts. Zur besseren Orientierung steht hinter dem Wohnort in Klammern der Ort, woher der betreffende Schüler aus Rußland gekommen ist.)

Erste Reihe: Abram Wiebe, Winnipeg (Rosental), J. H. Wiebe, Morris, Man. (Einlage), Johann Vogt, Steinbach (Schönwiese), G. W. Sawatzky, Burnaby, B. C. (Neu Osterwick), Pet. Lehn, Winnipeg (Einlage). **Zweite Reihe:** Heinrich Riediger, Winnipeg (Nikolaipol), Jacob Friesen, Holland, Man. (Jerichowitsch), W. J. Peters, Steinbach, Man. (Warwarowka), C. H. Plenert, Winnipeg (Wiesenfeld), D. H. Epp, Rosthern Sask., (Chortitza), Frau Anna Peters (geb. Heese), Winnipeg (Chortitza), A. K. Peters, Winnipeg (Kronsweide), B. J. Schellenberg, Winnipeg (Chort. Wolost), P. J. Reimer, Steinbach, Man. (Osterwick). **Dritte Reihe:** J. G. Rempel, Rosthern (Nieder-Chortitza), P. A. Rempel, Blumenort bei Gretna (Schöndorf), J. P. Claßen, Winnipeg (Jakowlewo), W. J. Wiens, Dundurn, Sask., (Grischino), J. P. Schröder, Morris, Man. (Rosental), F. F. Epp, Hanley, Sask. (Chortitza), Johann Braun, Headingly, Man. (Chortitza), J. J. Banmann, Prairie Rose, Man. (Leonidowka), G. W. Zacharias, Clavet, Sask. (Schöneberg). **Vierte Reihe:** Peter Vogt, Steinbach, Man. (Schönwiese), D. Kasdorf, High Bluff, Man. (Alexandrowsk), Franz J. Braun, Arnaud, Man. (Chortitza), W. Martens, Winnipeg (Einlage), Abram Vogt, Steinbach, Man. (Schönwiese), P. B. Krahn, Altona (Grigorjewka), G. S. Derksen, Seinbach, Man. (Nikolaipol), J. H. Unger, Rush Lake, Sask. (Grünfeld), D. Tows, Winnipeg (Steinfeld), J. J. Wieler, Winnipeg, (Neuendorf). **Fünfte Reihe:** J. P. Neufeld, Winnipeg (Prijut), G. H. Kasper, Grünthal, Man. (Steinfeld) P. A. Hamm, Aberdeen, Sask. (Chortitza), Heinrich H. Isaak, Winnipeg (Rosental), P. J. Penner, Winnipeg (Neuendorf), A. Walde, Kindersley, Sask. (Chortitza), Arnold Dyck, Steinbach (Nikolaipol), D. Hübert, Winnipeg (Einlage), F. H. Görzen, Miami, Man. (Steinfeld), Heinrich D. Dyck, Horndean, Man. (Rosental). **Sechste Reihe:** G. G. H. Ens, Reinland, Man. (Gnadental), A. Martens, Glenbush, Sask. (Einlage), A. P. Bückert, Plum Coulee, Man. (Schöneberg), W. H. Görzen, Blumenort bei Gretna, Man. (Steinfeld), P. H. Krahn, Niverville, Man. (Arkadak), H. J. Bergen, Brunkild, Man. (Arkadak), C. J. Warkentin, Herschel, Sask. (Nieder Chortitza), J. J. Sawatzky, Carstairs, Alta. (Chortitza).



A. A. Neufeld

Erinnerungen von H. Goerz

Im Januar dieses Jahres (1944) waren 35 Jahre verflossen seit dem Tode A. A. Neufelds, damaligen Direktors der Berdjansker Realschule. Es sind dies für uns alle verhängnisvolle, sturmbewegte Jahre gewesen, aber sie haben nicht vermocht, das Gedächtnis des einzigartigen Mannes bei seinen Freunden und Volksgenossen auszulöschen.

Wenn ich hier nun etwas über A. A. Neufeld schreiben will, so möchte ich vorausschicken, daß ich ihn nur zum Ende seines Lebens, während seiner Berdjansker Tätigkeit, kennen gelernt habe. Es kann dieser Aufsatz deshalb keinen Anspruck darauf machen, ein auch nur einigermaßen erschöpfendes Lebens- und Charakterbild dieses hervorragenden mennonitischen Pädagogen zu geben. Besonders seine Tätigkeit in Chortitza, wo Abram Abramowitsch doch die Hauptarbeit seines Lebens vollbracht, wird hier nur gestreift. Es sollen einige persönliche Erinnerungen sein, eingeleitet durch eine kurze biographische Skizze. Muß hier noch bemerken, daß ich die in P. M. Friesens Geschichtsbuch enthaltenen Aufzeichnungen über A. A. Neufeld mehrfach benutzt habe, besonders im biographischen Teil meines Aufsatzes.

A. A. Neufeld wurde geboren im Jahre 1862 in Fürstenau, einem zu meiner Heimatgemeinde Schönsee gehörenden Dorfe an der Molotschna. Seine Mutter starb früh und sein Vater heiratete nach Münsterberg, ebenfalls einem Dorfe an der Molotschna. Hier hat A. A. Neufeld seine Kindheit verlebt. Meine Großeltern waren mit seinen Eltern befreundet und ich erinnere mich eines Besuches mit ihnen in Neufelds Elternhaus. Besonders ist mir ein großer, dicker Baum im Garten in der Erinnerung geblieben, um dessen Stamm eine Bank lief. Hier wird der begabte, lernlustige Knabe vielleicht oft gesessen und von seiner Zukunft geträumt haben.

Nachdem A. A. Neufeld die Zentralschule in Orloff beendigt hatte, ging er auf das Gymnasium nach Berdjansk. Schon hier, auf dem Gymnasium, zeigte es sich, daß er, wie man so sagt, aus edlem Holze geschnitzt sei. Eine enorme Begabung und großer Fleiß verbanden sich bei ihm mit einer edlen Gesinnung. Das Molotschnaer mennonitische Alxander-Stipendium lehnte er zugunsten anderer ab und verdiente sich fortan seinen Unterhalt mit Stundengeben. Nachdem er das Reifezeugnis erworben, ging er nach Odessa, wo er einige Jahre an der Universität studierte und sich hier wohl auch verheiratete. Hierauf zog er ins Ausland, wo er an der Berliner Universität seine Studien fortsetzte. Wie in Odessa schon, so genoß er auch in Berlin die Achtung und Liebe seiner Professoren und Mitstudierenden. Er stand unter anderm auf freundschaftlichem Fuße mit dem berühmten Historiker, Prof. Mommsen, der es liebte, sich mit ihm plattdeutsch zu unterhalten. Auch nahm er hier eine geachtete Stellung ein in der russischen akademischen Gesellschaft.

Nach dem Abgang von der Universität war A. A. Neufeld einige Jahre Gymnasiallehrer in Berdjansk und Bachmut und wurde dann, im Jahre 1890, Leiter der Chortitzer Schule, der er im Laufe von 15 Jahren seine besten Kräfte gewidmet hat. Sicher hätte er mit seinen Gaben und seinen Verbindungen mit der Zeit eine hervorragende Stellung in der Gelehrtenwelt des In- oder Auslandes einnehmen können. Daß er es nicht getan, sondern seine Gaben und seine Kräfte der kleinen mennonitischen Schulwelt gewidmet hat, kann ihm nicht hoch genug angerechnet werden. Dr. Käfer, ein Freund Neufelds von Odessa her, berichtet, daß er Aussicht auf hohe Ehrenstellen im Staate gehabt, verbunden mit einem reichen Auskommen, daß er es aber vorgezogen, unter bescheidenen Verhältnissen mit Hintansetzung von Titeln und Orden, seinen Brüdern mit unablässigem Fleiß und vorbildlicher Treu zu dienen. Auch Prof. Tschelpanow von Moskau, ein anderer Freund Neufelds, bedauert, daß er eine glänzende Karriere ausgeschlagen, nur um seinem Volke dienen zu können. Dank der Tätigkeit A. A. Neufelds hat sich das Schulwesen der Chortitzer Ansiedlung sehr bedeutend gehoben und hat das der Molotschna überflügelt.

Im Jahre 1904 ging A. A. Neufeld nach Berdjansk, wo er die unter seinem Namen bekannte Realschule gründete. Es war eine Privatschule, genoß aber alle Rechte der Staatsschulen. Große Hindernisse mußten überwunden werden, bevor die Schule eröffnet werden konnte. Als es sich um die Besetzung des Direktorpostens handelte, soll der Kurator des Odessaer Lehrbezirks zu ihm gesagt haben: „Sie haben sich ja selbst zum Direktor gemacht und werden wir sie dann als solchen anerkennen müssen." Leider war A. A. Neufelds Wirksamkeit in Berdjansk nur von kurzer Dauer. Er starb schon 1909 am Schlag im Alter von nur 47 Jahren.

Es war im Jahre 1906, als ich nach Beendigung der Halbstädter Zentralschule mit meinem Vater nach Berdjansk fuhr, um in die Realschule einzutreten. Ich erinnere mich noch recht gut, wie wir in die Kanzlei des Direktors traten, und wie er uns freundlich empfing. Nicht wenig bange war dem schüchternen Jungen vom Lande, was Abram Abramowitsch wohl gemerkt hat. Freundlich sprach er mir Mut zu und wies mich auf einen guten Repetitor hin, bei dem ich Französisch und etliches andere nachholen könnte, um dann Weihnachten in die vierte Klasse einzutreten. Vom ersten Tage an hatte er mein Vertrauen gewonnen, und er hat dann auch weiterhin freundlichen Anteil genommen an meinem Ergehen und an meinen Fortschritten. Wie mir ging es wohl auch der großen Mehrheit seiner 400 Schüler, er genoß die Achtung und Zuneigung der meisten seiner Zöglinge und auch der Lehrer. Freilich, eine gewisse Klasse von Buben fürchtete ihn vielleicht mehr als sie ihn liebte, denn er konnte unter Umständen sehr entschieden auftreten, und man konnte ihm nichts vormachen.

Was war es nun, was ihn so beliebt und populär im besten Sinne

des Wortes machte. Es war wohl weniger sein Aeußeres. Von eher kleinem als mittlerem Wuchs, mit etwas herabhängenden Schultern, zum täglichen Rasieren wohl nicht immer die Zeit erübrigend — sein Aeußeres war, wenn auch durchaus nicht unsympathisch, so doch auch nicht besonders imponierend. Zudem war er, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, von schwächlicher Gesundheit. Aber in diesem unbedeutenden, schwächlichen Körper wohnte ein starker Charakter, ein großer, edler Geist. Das merkte man bald, wenn man auch nur kurze Zeit mit ihm verkehrt hatte.

Da war es seine umfassende Bildung, die uns Jungen Respekt einflößte. Seine Lektionen — er unterrichtete bei uns Weltgeschichte — las er gewöhnlich ab, aber seine vielen Ergänzungen und Erläuterungen zeugten von großem Wissen und tiefer Erkenntnis. Unser Direktor war in unsern Augen ein nahezu Allwissender. Dabei war dieses Wissen verbunden mit einer großen Bescheidenheit, die einen besondern Zug seines edlen Charakters bildete.

Weiter war es seine Unparteilichkeit, oder ich möchte es Gerechtigkeitssinn nennen, die uns imponierte. Viel gab es da in einer Schule mit 400 Lernenden und 15 Lehrern zu schlichten. Wer eine russische Mittelschule besucht hat, der weiß, wie bunt es da manchmal herging. Ich muß hier einschalten, daß außer dem Direktor nur einer der Lehrer deutsch war, alle andern waren entweder russischer oder anderer Nationalität. Auch das Schülermaterial war durchaus international, die Deutschen (Mennoniten und Lutheraner) machten weniger als 25% der Gesamtzahl aus. Also es gab da viel Mißhelligkeiten und Zusammenstöße. Bei allen ernsteren Fällen mußte der Direktor die Entscheidung treffen. Aber gerade hier zeigte Abram Abramowitsch eine bewunderungswürdige Klarheit des Urteils und eine große Unparteiligkeit. Er respektierte die Persönlichkeit des Schülers ebenso wie die des Lehrers und gab dem Lehrer nicht recht, nur weil er Lehrer, also Höhergestellter, war. Nein, wo es anging, kam auch der Schüler zu seinem Recht. Hatte doch Abram Abramowitsch selbst während seiner Gymnasialzeit schwere Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht.

Oft kam ja die Schuld von beiden Seiten, und in solchen Fällen erhielten beide, Schüler sowohl als Lehrer, eine entsprechende Zurechtweisung. Mir ist besonders ein solcher Fall klar im Gedächtnis geblieben. Wir hatten einen Lehrer der Naturwissenschaft, Michail Ignatjewitsch, einen seelenguten Russen. Er war wohl beschlagen in seinem Fache und sonst auch kein schlechter Pädagoge, hatte aber eine sehr schwache Seite als Lehrer. Die so wichtige Fähigkeit, Disziplin in der Klasse zu halten, ging dem guten Manne total ab. Ich weiß nicht, was die Ursache davon war, er war sonst ein jüngerer, gesunder Mann. Vielleicht, daß er zu gutmütig war. Genug, in seinen Stunden ging es oft bunt her. Wer am Unterrichte teilnehmen und den Erklärungen des Lehrers folgen wollte, ging nach vorne, denn hinten in der Klasse war man mit anderm beschäftigt. Da wurde ziemlich geräuschvoll über aller-

lei „laufende" Fragen verhandelt oder herumgebalgt oder zuweilen auch Karten gespielt. Einmal hatte man sogar eine Flasche Schnaps hineingeschmuggelt und es wurde regelrecht gezecht, selbstverständlich unter den Tischen. Wie schon gesagt, man muß in einer russischen Mittelschule gewesen sein, um zu wissen, wozu solche Buben fähig sind, wenn sie ihren Willen haben. Da eines Tages, als der Spektakel mal wieder seinen Höhepunkt erreicht hat, öffnet sich plötzlich die Tür und der Direktor tritt ein. Der arme Michail Ignatjewitsch ist nicht weniger bestürzt als wir andern alle. Abram Abramowitsch setzt sich in eine leere Bank und bittet den Lehrer, mit seiner Lektion fortzufahren. Er sitzt eine geraume Zeit, dann dankt er dem Lehrer und bittet ihn, die Klasse zu verlassen. Hierauf tritt er hinter das Katheder und hält uns eine Strafpredigt, die wohl auch dem Verstocktesten unter uns zu Herzen gegangen ist. Man konnte es eigentlich keine Strafpredigt nennen, kein Schelten, keine Strafandrohung, es war mehr eine ernste väterliche Ermahnung, die wohl keiner von uns so bald vergessen hat. Zuerst führte er uns zu Gemüt, was für ein Vorrecht wir hätten vor vielen Tausenden, daß wir eine höhere Schule besuchen könnten. Dann hielt er uns die Vorzüge des Lehrers vor, lobte die Lektion, die er soeben gehört, wies dann auch schonend auf seine Schwäche hin und appellierte schließlich an unser Ehrgefühl und unsern Schülerstolz. Wie wir später erfuhren, hat er ebenso väterlich ernst auch mit dem Lehrer gesprochen. Und es hatte geholfen, mehr als Schelten und Strafen. Wir hatten fortan, wenigstens für längere Zeit, einen ruhigen Unterricht bei Michail Ingatjewitsch.

A. A. Neufelds edle menschenfreundliche Gesinnung kam besonders seinen Schülern immer wieder zugute. Nicht nur die Verstandesbildung seiner Zöglinge, sondern auch ihre Charakterbildung und ihr sittliches Wohl lag ihm am Herzen. Da die meisten von ihnen fern vom Elternhaus, in der fremden Stadt wohnten, so hielt er es für zweckmäßig, ihnen sittlich- aufklärende Vorträge zu halten und sie auch persönlich zu beraten und zu ermahnen, wo es nötig war. Er war ein Idealist im besten Sinne des Wortes. Alles Niedrige und Gemeine lag ihm fern.

Viel ist zu seiner Zeit über A. A. Neufelds Stellung zur Religion gesprochen worden. Schön behandelt diesen Gegenstand P. M. Friesen in seinem Geschichtsbuch. Er war nicht ein „Gläubiger" in dem Sinne, wie das Wort bei uns gewöhnlich verstanden wird. „Aber" — ich zitiere hier P. M. Friesen — „wir müssen unsere ehrliche Ueberzeugung aussprechen, daß Neufeld in viel völligerer Weise, als es der Durchschnitt von „uns Gläubigen" tut, seine Kraft dem Ideal und dem Pflichtbewußtsein, das seiner redlichen Erkenntnis entsprach, zum Opfer gebracht hat, als seinen ‚vernünftigen Gottesdienst'" — Das viele Reden über religiöse Dinge war ihm zuwider. Er wollte nur einen Glauben gelten lassen, der sich durch Tat und Leben verwirklichte und bestätigte. Ich erinnere mich eines diesbezüglichen Ausspruchs

Neufelds, der mir in seiner Art fast klassisch vorkommt, P. M. Friesen erwähnt ihn auch. Einem Freunde gegenüber, der es liebte, des öftern von seinen religiösen Erfahrungen zu sprechen, soll er sich geäußert haben: „Hör, wenn ich hätte, was du vorgibst zu haben, dann wäre ich ein anderer, als du bist und ich jetzt bin." Mir persönlich kommt, wenn ich an diese Seite von A. A. Neufelds Persönlichkeit denke, das Gleichnis von den zwei Söhnen in den Sinn. Der eine sagte „Ja und tat nichts, der andere sagte „Nein", ging hin und tat des Vaters Willen. Welcher von ihnen war nun der Bessere?

Wenn nun A. A. Neufeld vielleicht auch etwas freier in religiösen Sachen dachte, als die meisten, so sorgte er doch für die religiöse Betreuung seiner Schüler. In der Realschule war außer dem russischen Geistlichen auch ein mennonitischer Religionslehrer angestellt, trotzdem die Zahl der mennonitischen Schüler verhältnismäßig klein war. Uebrigens nahmen auch viele Lutheraner an dem mennonitischen Religionsunterricht teil. Ich erinnere mich auch, daß Abram Abramowitsch uns mennonitischen Schülern bei Gelegenheit einer großen Bibelbesprechung in der mennonitischen Kirche, an der unter andern auch P. M. Friesen teilnahm, zwei volle Tage freigab, damit wir an derselben teilnehmen könnten.

Mit vielen Schwierigkeiten und Enttäuschungen hatte Abram Abramowitsch in den letzten Jahren seines Lebens zu kämpfen. Da waren zuerst die materiellen Sorgen. Soviel ich weiß, fing er die Schule ohne Kapital an oder doch wenigstens nicht mit großem Kapital. Das große Gebäude, vordem eine Alkoholfabrik, mußte vollständig umgeändert werden, das viele Schulinventar gekauft, die vielen Lehrer gelöhnt werden etc., so daß trotz des verhältnismäßig hohen Schulgeldes die materielle Lage doch immer eine gespannte war. Dann waren da Familiensorgen. Es soll davon hier nicht weiter gesprochen werden, aber A. A. Neufelds Familienleben war kein glückliches. Nur den Ausspruch eines Freundes, auch eines Schülers von Neufeld, möchte ich in dieser Verbindung anführen: „Er hat viel geliebt und viel vergeben." Oft sahen wir unsern Direktor bedrückt und sorgenschwer in die Klasse kommen. Dann hatte er auch zu schwer zu arbeiten, ohne sich die nötige Ruhe zu gönnen. P. M. Friesen sagt von ihm, daß er einer von den Menschen gewesen, die nie Zeit haben zum Kranksein, wenn sie es auch sind, oder einmal gründlich auszuruhen. Alles dieses hat mitgeholfen, seine Lebenskraft vor der Zeit zu verbrauchen und seinen allzufrühen Tod herbeizuführen.

So kam der verhängnisvolle 9. Januar des Jahres 1909 heran. Ein schwerer Nebel war vom Meere heraufgezogen und hatte die Stadt eingehüllt wie in einen Schleier. Es war einer jener Tage, die wie ein Druck auf den Gemütern der Menschen lasten. Wir hatten in unserer Klasse an dem Tage keine Stunde beim Direktor, aber er war in der Schule. Schüler anderer Klassen wollten eine besondere Unruhe an ihm bemerkt haben. Aber niemand dachte an etwas Besonderes.

Da gegen Abend verbreitete sich plötzlich die Nachricht, daß Abram Abramowitsch tot sei. Ich machte mich gleich mit etlichen Mitschülern auf den Weg zur Schule. Des Direktors Wohnung befand sich auf dem Hofe. Sonderbar, es gab ja damals noch keine Radios und wenig Telephone, und doch schien die ganze Stadt schon von dem traurigen Ereignis zu wissen, das unsere Schule betroffen. Meherre Male wurden wir von Vorübergehenden aufgehalten und gefragt, ob es wahr sei, daß Direktor Neufeld gestorben sei.

Als wir auf den Schulhof kamen, trafen wir dort schon eine Gruppe von Schülern an. Man erlaubte uns, in das Haus zu gehen. Im Vorzimmer trafen wir den Inspektor der Schule und einen Lehrer, welche beide weinten. Als wir in den Saal traten, sahen wir die Leiche mitten im Zimmer auf einer Bahre ruhend. Neben der Leiche des Direktors saß auf einem Stuhl seine Frau, von tiefem Schmerz gebeugt. Neben ihr stand weinend ihr jüngstes Töchterlein. Es war ein trauriger Anblick auch für uns. Wir konnten es kaum glauben, daß Abram Abramowitsch tot sei, er sah fast so aus, wie wir ihn am Tage in der Schule gesehen, nur bleicher. Wohl ein jeder von uns empfand es schmerzlich, daß er einen treuen, väterlichen Freund verloren habe. Und etwas von der furchtbaren Gewalt des Todes hat sich an jenem Abend unsern jungen Gemütern für immer eingeprägt.

Das Begräbnis war eines der größten, denen ich beigewohnt habe. Von nah und fern waren die Freunde des Toten herbeigeeilt, unter ihnen viele Vordermänner unseres Volkes. Auch wohl beinahe die ganze Stadt war hinausgegangen, dem hochgeachteten Manne die letzte Ehre zu erweisen. Hatte er doch verschiedene hohe Stellungen in der Stadt eingenommen, unter andern auch die des Direktors der beiden weiblichen Gymnasien. Erst wurde im Saal der Schule am offenen Sarge eine russische Totenmesse abgehalten, wegen der vielen russischen Schüler und Lehrer. Hierauf begab man sich zur lutherischen Kirche, wo die deutsche Leichenfeier stattfand. Obzwar die Kirche nicht klein war, konnte sie doch nur einen geringen Teil der Trauergäste fassen. Dann zog der lange Trauerzug fast durch die ganze Stadt und wand sich schließlich den Berg hinauf zum Friedhof. Mehrere Reden wurden am Grabe gehalten von nahen Freunden und auch einem der ältern Schüler.

Da hat man ihn denn begraben, hoch oben auf dem Berge, der die Stadt überragt. Ein schöneres Fleckchen Erde könnte man sich kaum wünschen zum letzten Ruheplatz. Unten, etwas seitwärts, liegt die Stadt mit ihren geraden, baumbepflanzten Straßen. Das weiße Gebäude der Realschule fesselt für einen Moment den Blick, dann aber schweift er weit hinaus über das endlos sich dehnende Meer, das mir immer als ein Symbol der Ewigkeit vorgekommen ist.

Seine Schüler und Freunde haben A. A. Neufeld ein schönes Marmordenkmal auf sein Grab gesetzt mit einer doppelten Inschrift, in deutscher und russischer Sprache. Die deutsche Inschrift lautete: „Er war ein Lehrer."

Die russische enthielt das schöne Wort Nekrassofs (in etwas geänderter Form): On ßejal rasumnoje, dobroje, wetschnoje" (Er säte den Samen des Weisen, des Guten, des Ewigen).

Vor der Abreise nach Canada, als ich in Paßangelegenheiten in Berdjansk war, ließ ich es mir nicht nehmen, noch zum letzten Mal das Grab unseres Direktors zu besuchen. Ich fand es auch, aber es sah sehr verwildert aus. Der schwarze Marmorstein stand noch, aber ein Teil des Geheges war niedergebrochen und das Grab von Unkraut überwuchert. Vielleicht ist heute auch der Stein schon verschwunden, aber was macht es aus? Sein bestes Denkmal hat sich Abram Abramowitsch gesetzt in den Herzen seiner Schüler von Chortitz und Berdjansk, von denen heute noch viele in Canada leben. Der gute Same, den er ausgestreut hat in ihre Herzen und Gemüter, ist aufgegangen und hat Frucht getragen, trägt heute noch Frucht, ja wird sich fortpflanzen und noch Frucht tragen in kommenden Generationen.

„Großer Männer Leben mahnt uns,
Daß wir edel leben können
Und beim Abschied hinterlassen
Spuren in dem Sand der Zeiten,
Spuren, die vielleicht ein andrer,
Armer, hilfsverlassner Bruder,
Steuernd durch des Lebens Brandung,
Sieht und neuen Mut sich faßt."

Die Danziger Mennoniten und die Bildnismalerei Ende des 17. Jahrhunderts

In seiner Denkschrift „Die Danziger Mennoniten" führt H. G. Mannhardt folgenden Fall an, an dem zu sehen, daß vor 250 Jahren das „Bildnismachen" auch bei den Mennoniten in Danzig noch verpönt war.

„In einer Sache zeigte sich Georg Hansen* von puritanischer Strenge und Engherzigkeit. Der bekannte Maler Enoch Seeman wurde von ihm in den Bann getan, d. h. von der Gemeinde abgesondert, weil er Porträts malte und die flämische Gemeinde das damals für Sünde hielt. Seemann wehrte sich umsonst dagegen und schrieb schließlich ein sehr gehässiges Buch: „Offenbahrung und Bestraffung des Gergen Hanßens Thorheit, Jedermann zur brüderlichen Vermahnung und getreuen Warnung wohlmeinentlich an Tag gegeben durch einen Liebhaber der Wahrheit. Stoltzenberg 1697."

Er konnte aber gegen den Willen der Gemeinde, die einmütig hinter ihrem Aeltesten stand, nicht aufkommen und soll nach Holland ausgewandert sein, wo man damals in mennonitischen Kreisen schon viel weitherziger und kunstfreundlicher war."

*) Prediger der flämischen Gemeinde.

Lehrer H. H. Ewert

Ein Schulmann des Glaubens und der Tat

Lebensskizze, zusammengestellt von G. H. Peters, Gretna, Man.

Motto: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben; welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach.“ Ebr. 13, 7.

Die mennonitische Gemeinschaft in Manitoba ist daran, ein neues größeres Schulgebäude für die Mennonitische Lehranstalt in Gretna zu bauen. Da ist es ganz natürlich, daß man sich für die Entstehung dieser Anstalt, ihre Ziele und Bestrebungen, ihren Entwickelungsgang interessiert. Darüber ist ja nun schon ziemlich viel geschrieben worden. Ich verweise nur auf den Artikel „Der Werdegang der mennonitischen Lehranstalt zu Gretna“ in dem ersten Jahrgang des „Warte-Jahrbuches“.



Heinrich H. Ewert

Heute wollen wir uns den Lebenslauf des Mannes näher ansehen, dessen rastloser Tätigkeit es hauptsächlich zu verdanken ist, daß die Mennonitische Leharnstalt ins Leben gerufen wurde, und der die Anstalt trotz harter Widerstände vonseiten kurzsichtiger Männer und oft halbherziger Unterstützung vonseiten der Freunde der Schule selbige bis zu seinem Tode ober Wasser gehalten hat. Dieser Mann war Heinrich H. Ewert.

Heinrich Ewert wurde am 12. April, 1855, zu Ober-Nassau bei Thorn in Westpreußen geboren. Er war der älteste Sohn des Aeltesten der dortigen Mennonitengemeinde, Wilhelm Ewert. Letzterer war, wie das ja bei den Mennoniten so Brauch ist, in seinem alltäglichen Beruf Bauer. Aber er muß ein bedeutender Mann seiner Zeit gewesen sein, was wir schon daraus schlußfolgern können, daß er im Jahre 1870 die Mennoniten in Polen und Rußland besucht hat, und in 1873 mit einer Anzahl anderer mennonitischer Aeltesten von Rußland als Deputierter in Angelegenheit der Auswanderung und Ausiedlung nach Amerika reiste. Auf dieser Reise hat er mit den andern Aeltesten veschiedene Staaten besucht, wie Illinois, Kansas, Nebraska, Dakota, ja, ist

sogar bis Manitoba vorgedrungen. Das Resultat dieser Reise war, daß er im März, 1874, mit seiner Familie nach Amerika auswanderte, wo er sich auf der wilden Steppe von Marion County, Kansas, ansiedelte.

Doch kehren wir zu dem Werdegang seines Sohnes Heinrich zurück. Dieser erhielt seine erste Bildung in der Dorfschule von Ober-Nassau, welche er bis zu seinem 14. Lebensjahr besuchte. Dann schickte sein Vater ihn noch auf zwei Jahre in die Bürgerschule zu Thorn. Von seinem 16. bis zu seinem 19. Lebensjahr widmete Heinrich sich der Feldarbeit auf dem Gute seines Vaters. Im Jahre 1874 siedelte er, wie schon erwähnt, mit seinen Eltern nach Amerika über.

Er war nun 19 Jahre alt. Als ältester Sohn in der Familie mußte er in der Pionierarbeit seines Vaters als Farmer tüchtig zugreifen. Doch, „Was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten". Bald nach der Ankunft in Amerika gelang es Heinrich Ewert zwei Winter die Volksschule im Nachbarstädtchen Marion zu besuchen, wo er sich besonders dem Studium der englischen Sprache widmete. Sobald er sich befähigt fühlte, war er auch bereit, das so Gewonnene mit andern zu teilen, indem er den Lernlustigen in der Nachbarschaft englische Stunden gab. Darauf war er zwei Termine als Lehrer einer Distriktschule tätig, setzte aber in der Zwischenzeit seine Studien in Marion fort. Da sowohl das Studieren als auch das Lehren seinem Naturell so vollständig entsprach, faßte er in dieser Zeit den Entschluß, sich dem Lehrerberuf endgültig zu widmen. Zwecks weiterer Vorbereitung dazu besuchte er die Staatsnormalschule zu Emporia, Kansas, wo er im Sommer von 1879 den Lehrerkursus absolvierte.

Das aufrichtige Streben dieses jungen Mannes blieb von den Vordermännern der neueingewanderten Mennoniten nicht unbemerkt. Schon im Jahre 1878 stellte das von der ersten Schulkonferenz herausgesetzte Schulkomitee Heinrich Ewert als Lehrerkandidaten für die zu gründende Fortbildungsschule auf. Diese Auszeichnung konnte nur dazu dienen, Heinrich Ewert zu weiterem Studium anzuspornen, denn es war von jeher seine Art, alles, was er unternahm, gründlich zu tun. Er besuchte daher das „Des Moines Institute" zu Des Moines, Iowa, wo er besonders Sprachen, wie Griechisch, Latein und Französisch studierte. Nach einem Jahr ging er nach Marthasville, Missouri, wo er einen zweijährigen theologischen Kursus im Siminar der Evangelischen Synode absolvierte.

Im Jahre 1882 eröffnete nun die Mennonitenkonferenz im Schulhaus im Emmethal-Distrikt die erste Fortbildungsschule und stellte Heinrich Ewert als Lehrer dieser Schule an. Diese Schule hat sich im Laufe von fast 50 Jahren zu Bethel College entwickelt. Die Arbeit im kleinen Schulhaus zu Emmethal war so erfolgreich, daß man gezwungen wurde, den Platz zu wechseln und schon im kommenden Herbst (1883) wurde die Schule in das schöne zweistöckige Anstaltsgebäude zu Halstead, Kansas, übergeführt. Da noch ein zwei-

ter Lehrer angestellt werden mußte, bekam Lehrer Ewert den Titel „Prinzipal", und er wurde von jetzt an ziemlich allgemein Professor Ewert genannt.

Dieser Schule in Halstead, nun, hat Lehrer Ewert 8 Jahre lang vorgestanden, von 1883 bis 1891. Eine ganze Anzahl Lehrer haben ihm hier nacheinander zur Seite gestanden. Unter diesen wären wohl ganz besonders Lehrer H. O. Kruse zu erwähnen, der erste Gatte von Lehrer Ewerts zweiter Frau. Die Freundschaft zwischen Ewert und Kruse in dieser Zeit hat wohl seine spätere Wahl der zweiten Gattin verursacht.

In demselben Jahr, wo Heinrich Ewert die Lehrerstelle in Emmethal bezog, verehelichte er sich zum ersten Mal mit der Jungfrau Lizzie Baer von Summerfield, Ill. Er fand in ihr eine treue, verständnisvolle Stütze und Beraterin.

Im Jahre 1884 wurde H. Ewert von der Kansas Mennonitenkonferenz zum Konferenzprediger bestimmt und vom Aeltesten Leonard Sudermann zu diesem Amte ordiniert. Ueberhaupt war H. H. Ewerts Tätigkeit durchaus nicht nur auf die Schule beschränkt, welcher er vorstand. In Halstead wurde er sehr bald zum Superintendenten der Sonntagschule gewählt. Letztere hat er ziemlich gehoben und sie zu einer Art Musterschule entwickelt. Durch H. H. Ewerts Anregung entstand die Sonntagschulkonvention in Kansas ebenso wie der Lehrerverein daselbst. Er tat die Hauptarbeit am Lehrplan für die Gemeindeschule. Auch die Konstitution der Kansas-Konferenz, später Westliche Distriktkonferenz, wurde von ihm entworfen. Ziehen wir nun noch in Betracht, daß er ein gern gesehener Gastprediger war und das Wort Gottes klar und unverfälscht verkündete, so ergibt sich aus all diesem, daß Lehrer Ewert in Kansas eine reich gesegnete Wirksamkeit entwickelt hat.

Im Jahre 1891, nun, kam die große Wende in seinem Leben. Im südlichen Manitoba, in der Umgegend von Gretna und Altona, erwachte unter einer kleinen Gruppe von Mennoniten derSchulsinn und das Bedürfnis nach einer höheren Bildungsanstalt. Die Regierung kam dieser Bewegung sympatisch entgegen, denn mit den Schulen unter den Mennoniten war es zu dieser Zeit schwach bestellt. Es fehlte sowohl an genügend ausgebildeten Lehrern als auch an fachmäßiger Aufsicht über die Schulen der Gegend. Der unlängst ins Leben gerufene Schulverein hatte schon im Jahre 1889 in Gretna eine Schule gebaut, 50 Fuß lang und 30 Fuß breit, und hatte Wilhelm Rempel, welcher zu der Zeit Munizipalschreiber war, als Lehrer dieser Schule angestellt. Lehrer Rempel resignierte aber schon zum 1. Mai, 1890, weil er glaubte, der Aufgabe der Organisation der Schule nicht gewachsen zu sein. Somit war die Schule ohne Lehrer, und in Manitoba war kein Ersatz zu finden. Da fand man seinen Weg nach Kansas.

Laut einem Schreiben von dem gewesenen Lehrer Rempel war es ein gewisser Julius Siemens, der in jener Zeit von Mountain Lake nach Gretna gezogen und sowohl mit Lehrer Ewert als auch mit dem Vertreter der Manitoba-

er Regierung, Dr. Bryce, bekannt war, welcher die Verbindung zwischen dem Gretna Bildungsverein und Dr. Bryce einerseits und Lehrer H. H. Ewert andererseits hergestellt hatte. Wie dem nun auch sei, Lehrer Ewert wurde sowohl von Dr. Bryce, der einen Inspektor suchte, und von den Vertretern des Gretna Bildungsvereins, die einen Lehrer suchten, besucht, und ihm wurden die Stellen des Inspektors und eines Lehrers einer Fortbildungsschule in Gretna angetragen. Der Ruf war verlockend. Schulen reorganisieren, Lehrer heranbilden, die Aufsicht über den Unterricht von Hunderten von Kindern haben, welche Perspektive! Welch eine Gelegenheit für einen strebsamen jungen Mann, Gutes zu wirken! Lehrer Ewert fuhr nun im Jahre 1890 nach Manitoba, sich die Sache anzusehen; und im Jahre 1891 beschloß er seine Arbeit in Kansas und siedelte mit seiner Familie nach Gretna über.

Hier hat er nun 43½ Jahre lang mit Aufbietung all seiner Kräfte, mit großer Ausdauer und aufopfernder Hingabe an dem Werk der Erziehung der mennonitischen Jugend gearbeitet. Weil sein Leben so enge mit dem Werdegang der Mennonitischen Lehranstalt verknüpft ist, wird es kaum zu vermeiden sein, einiges zu wiederholen, was in einem früheren Artikel des Jahrbuches schon gesagt wurde. Es war in Gretna, wo Heinrich Ewert das erste große Hindernis in seinen Bestrebungen entgegentrat. Dies war die Indifferenz, ja, vielfach feindselige Einstellung der Majorität des Manitoba Mennonitentums den Schulbestrebungen gegenüber, das sich von Anfang an in großem Mißtrauen Lehrer Ewert gegenüber offenbarte. Der Umstand, daß Lehrer Ewert von der Regierung noch zum Schulinspektor über die mennonitischen Distriktschulen gesetzt wurde, hat dies Mißtrauen wohl noch vergrößert. Daß somit seiner Wirksamkeit in Manitoba von Anfang an der Stempel des Kampfes aufgedrückt wurde, war kaum zu vermeiden. Aber Lehrer Ewert war nicht der Mann, der sich durch Hindernisse zurückschrecken ließ. Schritt für Schritt erkämpfte er sich seinen Weg, und manche von seinen früheren Gegnern wurden im Laufe der Jahre seine Unterstützer. Denn daß seine Tätigkeit zum Segen der mennonitischen Gemeinschaft gereichen mußte, konnten letzten Endes auch seine Gegner nicht verneinen, wenn sie ehrlich sein wollten.

Auch die Schule entwickelte sich, wenn auch nur langsam. Geldmangel scheint von Anfang an eine chronische Krankheit der Schule gewesen zu sein. Die paar Schulfreunde, welche hinter der Schule standen, waren kaum in der Lage, die Schule materiell nach Gebühren zu unterstützen. Da Lehrer Ewert aber den größten Teil seiner Einnahmen als Gage für den Posten eines Inspektors von der Regierung bezog, konnte er in der Schule für eine sehr niedrige Gage dienen.

12 Jahre lang hat er den Posten eines Schulinspektors neben dem des leitenden Lehrers der Lehranstalt ausgefüllt. Den Montag benutzte er gewöhnlich, seine Inspektionsreisen zu den mennonitischen Distriktschulen zu machen. Dafür wurde dann am Sonnabend in der Lehranstalt gearbeitet. Diese Ein=

richtung wird auch heute in unserer Schule noch festgehalten und erweist sich durchaus segensreich aus verschiedenen Gründen, auf die hier aber weiter nicht eingegangen werden kann.

Im Jahr 1903 trat nun das andere große Hindernis in den Lebensweg von Lehrer H. H. Ewert. Verursacht durch eine politische Umwälzung, verlor er seinen Inspektorposten und damit auch seine Gage von der Regierung. Das war sowohl für die Schule als auch für Lehrer Ewert ein harter Schlag. Beide büßten ein gut Teil ihres Prestige ein und letzterer noch fast sein ganzes Gehalt. Nun bedurfte es viel Gottvertrauen und Willenskraft, um weiter zu arbeiten, denn der Verein konnte ihm nicht ein Gehalt zahlen, daß er mit seiner Familie von sieben Gliedern standesgemäß davon leben konnte. Aber Lehrer Ewert hielt aus.

Etwa fünf Jahre später erfolgte ein neuer Schlag. Da das Fehlen eines Unterhaltungsfonds den Fortgang der Schule sehr erschwerte, entschloß sich der Verein auf Drängen von Lehrer Ewert einen Unterhaltungsfonds zu sammeln. Mit altgewohnter Energie machte sich Lehrer Ewert an das Sammeln des Fonds. Er kam dazu auch nach den Vereinigten Staaten und nach Kansas. In verhältnismäßig kurzer Zeit gelang es dem Verein hauptsächlich dank der energischen Mitarbeit Lehrer Ewerts $25000 zu sammeln. Dann machte er sich auch noch daran, Geld für ein größeres Schulgebäude zu sammeln. Nun aber kam die Frage auf, ob nicht Altona ein geeigneterer Platz für die Schule sei. Es wurde in dieser Frage abgestimmt und Altona gewann. Schon die Art und Weise der Abstimmung brachte einen Riß in den Verein. Die Majorität des Vereins brach nun das alte Schulgebäude in Gretna ab und benutzte das Material zum Bau einer Wohnung für den Prinzipal der neuen Schule in Altona, welche man, laut den mir zur Verfügung stehenden Berichten, aus dem gesammelten Unterhaltungsfonds gebaut hatte. Dies hatte die endgültige Spaltung des Vereins zur Folge und erwies sich als das dritte große Hindernis in den Schulbestrebungen Lehrer Ewerts.

Die Schulfreunde in Gretna machten sich daran, ein neues, größeres Schulgebäude zu bauen (1908). Aber die Schule mußte wieder wie am Anfange ohne Unterhaltungsfonds arbeiten, und die Zahl der Unterstützer hatte sich durch den Schulstreit bedeutend verringert.

Kurz vor dem Bau der neuen Schule war es Lehrer Ewert vergönnt, seine Silberhochzeit zu feiern (1907). Zur goldenen Hochzeit kam es leider nicht, denn im Februar, 1925, wurde ihm seine treue Gattin durch den Tod entrissen. Er fühlte sich nun sehr vereinsamt, denn die fünf Kinder waren alle fort und in eigenen Berufen tätig. In der Witwe Kaethe Kruse, der gewesenen Gattin des Lehrers H. O. Kruse, fand er eine zweite Gehilfin, die er im Juli, 1926, heimführte. Er hatte damals schon ein Alter von 71 Jahren erreicht. Diese seine zweite Gattin hat ihm durch ihr Verständnis und ihre treue

Mitarbeit die letzten Jahre seines Lebens beträchtlich verschönert.

Die Arbeit in der Lehranstalt war Zeit seines Lebens mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jahrelang hat Lehrer Ewert ausgedehnte Kollektenreisen unternommen, um die Defizite zu decken, die immer wieder entstanden. Auch die Schülerzahl wollte scheinbar nicht auf ein gesundes Niveau kommen, was auch detrimental auf die finanzielle Lage der Schule einwirkte. Die Höchstzahl war wohl im Jahre 1915/16, wo die Zahl der eingeschriebenen Schüler bis auf 88 stieg. Aber das war eine Ausnahme. Gewöhnlich war die Zahl unter 50 und sank einmal sogar bis 13 herunter. Nur der unerschütterlichen Ausdauer Lehrer Ewerts war es zu verdanken, daß die Schule nicht geschlossen wurde.

Während seiner Wirksamkeit in Gretna ist er von sehr vielen und sehr verschiedenen Lehrern unterstützt worden. Die meisten waren nur verhältnismäßig kurze Zeit an der Schule tätig, woran jedenfalls zum großenTeil die niederdrückende materielle Lage Schuld war. Lehrer Ewert pflegte im Scherz die Zeilen aus dem englischen Gedicht „The Brook" von Tennyson zu zitieren: „Men may come and men may go, but I go on forever". Der Schreiber dieses Artikels hat das Vorrecht gehabt, wohl die längste Zeit (7½ Jahre) als Lehrer Ewerts Kollege zu arbeiten.

Mit der Ankunft der neueingewanderten Emigranten aus Rußland (1923) schien auch eine neue Zeit für die Mennonitische Lehranstalt anzubrechen. Eine Anzahl neueingewanderter Lehrer wollte sich auch in diesem Lande gerne wieder das Lehrerzeugnis erwerben. Diesen nun reichte Lehrer Ewert seine helfende Hand. Er lud sie in seine Schule ein, um ihnen hier die Möglichkeit ihrer Weiterbildung besonders auch in der englischen Sprache zu geben. Er scheute keine Mühe, ihnen das Leben in Gretna und das Studieren in der Schule erträglich zu machen, und manch einem hat er auch materiell unter die Arme gegriffen. Weil die meisten dieser Lehrer ohne Mittel waren, organisierte er einen Stipendienfonds, wozu er selbst Geld sammelte. Dies ermöglichte einer ganzen Anzahl gewesener Lehrer, sich hier wieder für den Lehrerberuf vorzubereiten. Der Schreiber dieser Zeilen gehört auch zu dieser Gruppe.

Im Sommer des Jahres 1930 wurde in Gretna unter riesiger Beteiligung das fünfzigjährige Lehrerjubiläum H. H. Ewerts gefeiert. Er war nun 75 Jahre alt. Aber er war noch so rüstig, daß er nach diesem Fest mit seiner Gattin noch eine ausgedehnte Europareise unternahm. Die Erlebnisse auf dieser Reise und die Erinnerungen daran verschönerten seinen Lebensabend.

Doch die riesigen Anstrengungen im Aufrechterhalten der Schule, die vielfachen Enttäuschungen, die grundlosen Anfeindungen vonseiten einflußreicher Persönlichkeiten, die ihm ihre Unterstützung verweigerten, untergruben zuletzt auch die Gesundheit dieses starken Mannes. Im Frühling des Jahres 1934 fand der erste körperliche Zusammenbruch statt. Er mußte zeit-

weise das Bett hüten und konnte auch auf dem Schulfest nur als passiver Zuhörer sein. Im Sommer dieses Jahres aber erholte er sich merkwürdig schnell, so daß er es wagte, im Herbst am Unterrichte wieder aktiv teilzunehmen, wenn auch mit reduzierter Stundenzahl. Er hätte dies wahrscheinlich schon nicht tun̄ sollen. Aber er klagte mir einmal, daß er gezwungen sei, es zu tun, weil er sonst keine Mittel zum Leben hätte. Ist dies nicht ein erschütterndes Geständnis eines Mannes, der sein Leben und seine Kräfte im Dienste der Gemeinschaft verzehrt hatte? Jedenfalls war es eine, wenn auch indirekte, schwere Anklage unserer mennonitischen Gesellschaft. Sollten wir uns unserer Schuld den Männern gegenüber nicht bewußt werden, die in uneigennütziger Weise ihr Bestes der Gemeinschaft widmen, und sollten wir nicht dafür Sorge tragen, daß sie einen sorgenlosen, lichten Lebensabend hätten?

Wie schon gesagt, Lehrer Ewert blieb auch im Schuljahr 1934/35 im Siel. Aber er hielt nur bis Weihnachten aus. Am. 24. Dezember brach er wieder zusammen. Diesmal erhob er sich nicht wieder. Eine Lungenentzündung machte seinem Leben ein baldiges Ende. Er starb am 29. Dezember, 1934, und wurde am 2. Januar, 1935, begraben.

Am Tage seines Begräbnisses wütete ein Schneesturm, wie wir ihn selten haben, und zwar bei einer so niedrigen Temperatur, daß nur verhältnismäßig wenige ihn zum Kirchhof begleiten konnten. Die Lehrer, mit denen er die letzten Jahre zusammen gearbeitet hatte, trugen seinen Sarg. Sogar sein letzter Gang zum Friedhof war mit Hindernissen belegt. Stürmisch war sein Leben, stürmisch war sein Tod, was die Natur betraf. Doch der letzte Sturm focht ihn nimmer an. Seine Seele war geborgen in Gott. Er hatte sein Ziel erreicht.

Viel noch wäre zu sagen über seine Tätigkeit als Lehrer, als Superintendent der Sonntagschule, als Prediger, als Chorleiter, als Editor des „Mitarbeiters", als Jugendvereinleiter, usw. Vielseitig war seine Begabung, vielseitig seine Beschäftigung. Doch der Raum erlaubt es nicht, mich darüber zu verbreiten. Ich schließe diese Lebensskizze mit einem Gedicht, das ich für den Tag seines Begräbnisses geschrieben hatte und den Trauergästen an diesem Abende vorlas. Es fast kurz die Charaktereigenschaften des gewesenen Prinzipals der Mennonitischen Lehranstalt zusammen.

Er war ein Mann

Er war ein Man!
Habt ihr den Leuchtturm in dem Meer gesehen?
Die Brandung donnert sturmgepeitscht vorbei;
Fest sieht man ihn, wie angewurzelt, stehen;
was kümmert ihn der Möven Angstgeschrei!
In finstrer Nacht zeigt er die Richtung an.
Er war ein Man!

Er war ein Mann!
Den Pfad der Pflicht schritt er von Tag zu Tage;
beharrlich er zum Ziele vorwärts drang.
Des Unmuts Zorn, der Ohnmacht bittre Klage,
mit starkem Willen er sie niederzwang.
Der Feinde Schmähen focht ihn wenig an.
Er war ein Man!

Er war ein Mann!
Wohl hatte er als Mann auch scharfe Kanten,
an denen sich so mancher wund geritzt.
In diesem Teil glich er dem Diamanten,
der hart und rein in tausend Farben blitzt.
Und schnitt er auch das Glas — was war viel dran!
Er war ein Man!

Er war ein Lehrer!
Er hat in fünfundfünfzig langen Jahren
manch edles Geisteskörnlein ausgestreut.
Viel Undank hat sein Lehrerherz erfahren;
nur selten hat ihn schöne Frucht erfreut.
Doch treu blieb der Beständigkeit Verehrer.
Er war ein Lehrer!

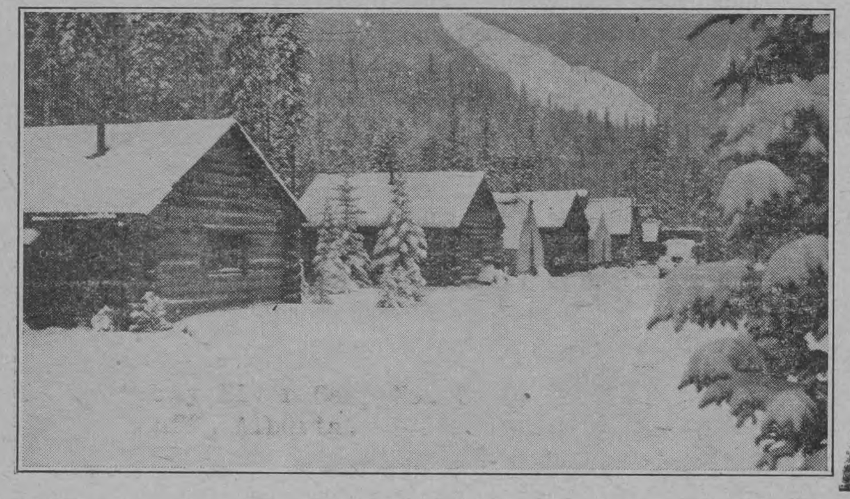
Er war ein Lehrer!
Die Jungend liebte er von ganzem Herzen;
für sie war ihm kein Dienst zu schwer, kein Weg zu lang.
Und er empfand es stets mit bittern Schmerzen,
wenn ihn der Uebermut zur Strenge zwang.
Er war des Guten Träger und Vermehrer;
Er war ein Lehrer!

Er war ein Christ!
Im Dienst des Meisters ist er alt geworden,
ein frommer und getreuer Knecht des Herrn.
Der Name „Christ" galt ihm als Ehrenorden;
am Aufbau der Gemeinde schuf er gern.
Treu wachte er für sie zu jeder Frist:
Er war ein Christ!

Er war ein Christ!
Wie oft hat er in diesem Saal gestanden,
wo seine Rede uns zu Herzen drang!
Wie oft wir seinen tiefen Ernst empfanden,
wenn er die Geißel über Sünden schwang.

Am Wandel man die Christentreue mißt:
Er war ein Christ!

Er war ein Christ!
Treu hielt er aus im harten Erdenkampfe;
Der arbeitsmüde Körper ruht fortan.
Er windet sich nicht mehr im Schmerzenskrampfe:
Der Lauf — er ist vollbracht, der Dienst — getan.
Der Ueberwinder Schar ihn froh begrüßt:
Er war ein Christ!



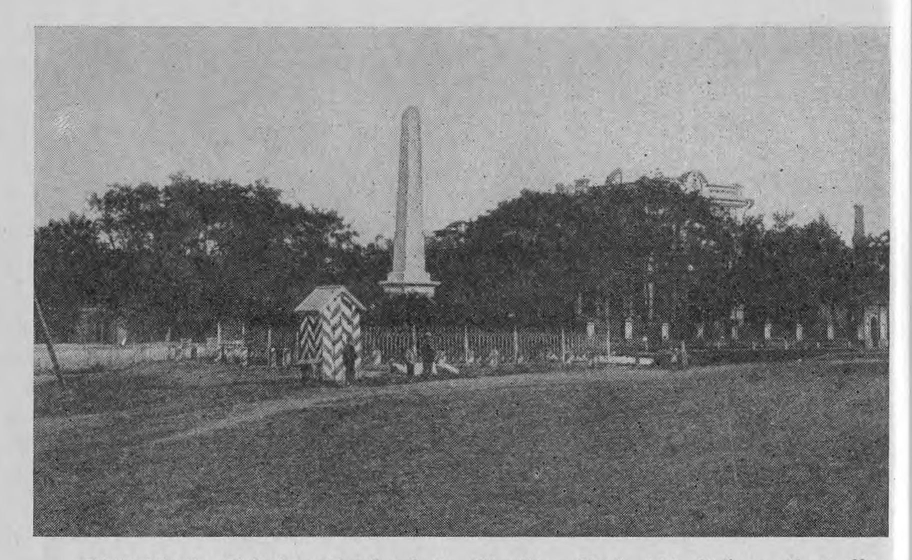
Bote-Bild

Spray River Camp bei Banff, Alberta

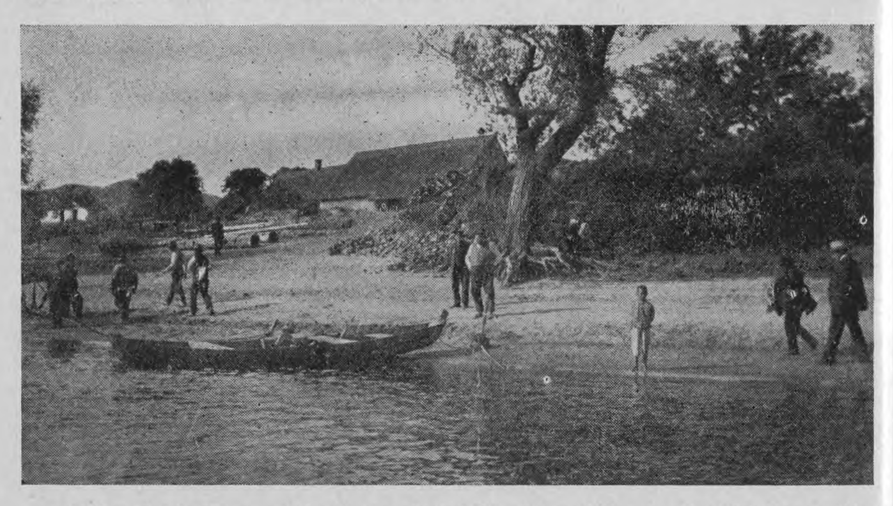
Spray River Camp gehört zu den Banff Camps. Die Hauptarbeit in diesem Camp, wie auch in den andern Camps bei Banff, war die Bekämpfung des Borkenkäfers. Der Wald beim Bow River, Spray River und bei Healy Creek, so wie die Täler in der Nähe der Stadt Banff wurden systematisch durchsucht und infestierte Bäume („Jack Pines") abgesägt und vebrrannt.

Siehe auch Bild auf Seite 48

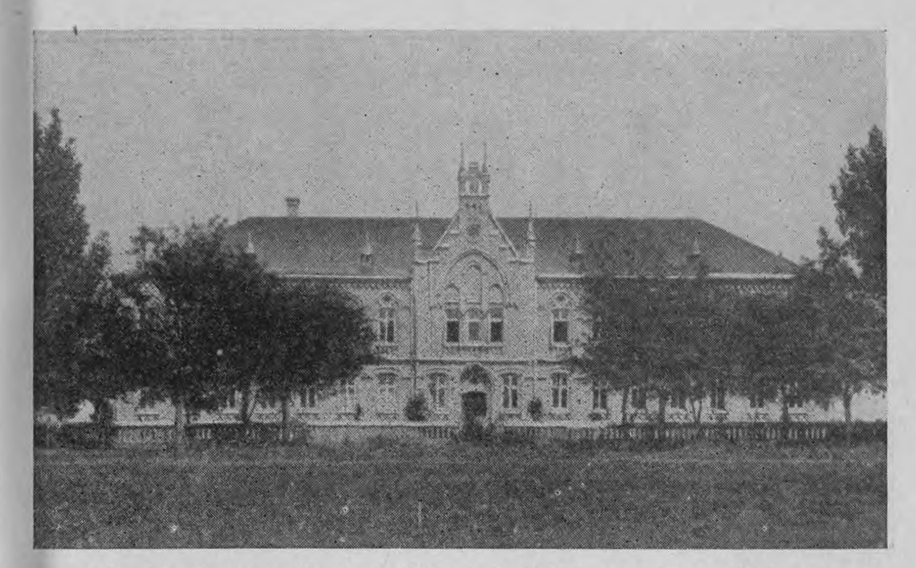
Südrußland. Altenheim bei Kuruschan (Molotschna). „Diese Anstalt wurde gegründet als Denkmal und Dankesstiftung für die 100-jährige Existenz der Molotschnaer Mennonitischen Kolonie, der . . . . Bezirke von Halbstadt und Gnadenfeld von 1804 bis 1904" (P. M. Friesen). Oben die Straßenseite, unten die Hofseite.



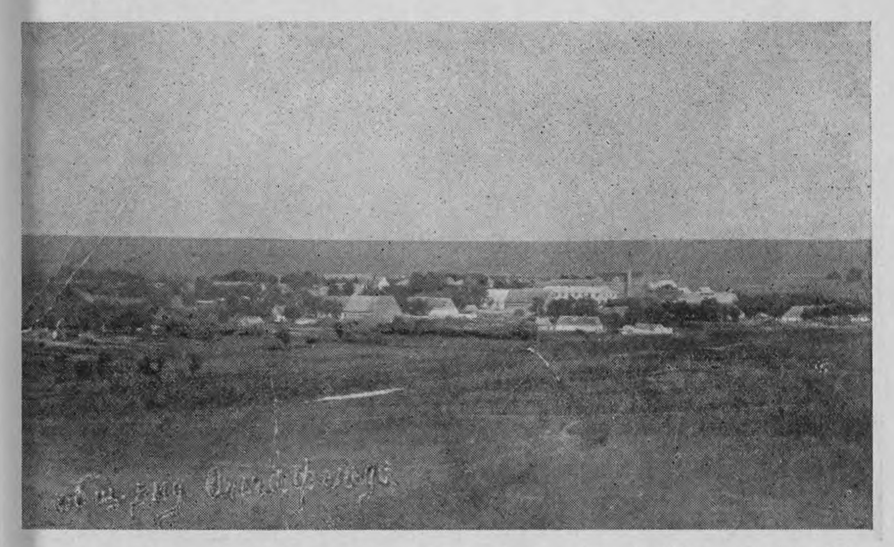
Südrußland. Gründungsdenkmal in Chortitza. Nach 100 Jahren ihres Bestehens (1789—1889) errichtete die Chortitzer Kolonie zur Erinnerung an ihre Gründung dieses Denkmal. Es steht (stand?) in der Mitte des Dorfes auf einem freien Platz, von dem die drei Hauptstraßen auslaufen. Im Hintergrunde unter Bäumen das Wohnhaus der Familie Wallmann.



Südrußland. Der „Hafen" von Insel-Chortitza. Wie ein Landschaftsgemälde eines niederländischen Malers aus dem 17. Jahrhundert mutet dieses Stückchen „Kamp" an. Es ist nicht der einzige malerische Winkel der einstmals mennonitischen Dnjepr-Insel.



Südrußland. Zentralschule in Nikolaipol (Altkolonie). Diese Schule war eine der jüngsten ihres Typus und architekonisch eine der schönsten, (Architekt — P. S. Peters — Einlage). Sie wurde im Jahre 1906 von den 5 Dörfern der Nikolaipoler Wolost (ihre ursprünglichen deutschen Namen sind: Nikolaifeld No. 1, Franzfeld No. 2, Adelsheim No. 3, Eichenfeld No. 4 und Hochfeld No. 5) in Gemeinschaft mit den mennonitischen Gutsbesitzern der Umgebung erbaut und im weiteren auch unterhalten. Sie war vierklassig und wurde von Knaben sowohl wie Mädchen besucht. Schülerzahl etwa 120.



Südrußland. Olgafeld auf dem Fürstenlande. Ein typisches mennonitisches Dorf in der Steppe.

Ostrußland. Zentralschule in Pretoria, Orenburg. Gegründet 1903, obrigkeitlich geschlossen 1915, nach der Revolution (1918?) wieder eröffnet, mußte aber nach wenigen Jahren aufgegeben werden.

Deutschland. Die Menno-Linde bei Oldesloe. Diese Linde soll von Menno Simon selber gepflanzt worden sein. Unter dem Baume eine Gruppe Rußland-Mennoniten im Jaher 1930.

Allgemeiner Teil

Der „Landwirtschafliche Verein"

in den deutschen Kolonien Rußlands

Der im Jahre 1830 von der russischen Regierung zur „Hebung von Landwirtschaft, Gewerbe und des Schulwesens" in den deutschen Kolonien Südrußlands gegründete „Landwirtschaftliche Verein", dessen erster Vorsitzer bekanntlich Johann Cornies wurde, ist von einschneidender Bedeutung für die wirtschaftliche und kulturelle Entwickelung des Mennonitentums in Rußland geworden. Daß dieser „Verein" („Verein" ist übrigens eine ganz unzutreffende obwohl offizielle Uebersetzung des Wortes „Kommission", womit die neue Institution in der russischen Originalschrift bezeichnet wurde) zu seinem außerordentlichen Einfluß kommen konnte, ist nicht allein das Verdienst seines energischen und tätigen Leiters, sondern beruht nicht zuletzt auch auf seiner eigenartigen „Verfassung", die zugleich Regierungsverfügung ist.

Das hier abgedruckte Statut des Landwirtschaftlichen Vereins, oder wie das Schriftstück im Original betitelt ist **„Anleitung für die landwirtschaftlichen Vereine in den deutschen Kolonien Rußlands"**, entnehmen wir dem russischen Geschichtswerke von A. Klaus „Unsere Kolonien" in der Uebersetzung von J. Töws, (Verlag der „Odessaer Zeitung", 1887). Es gewährt uns einen Einblick in das Wesen des Vereins und in das Maß der Pflichten und der Vollmachten seiner Mitglieder, insonderheit seines Vorsitzers. D.

1) Behufs möglichst erfolgreicher Hebung der Landwirtschaft in den deutschen Kolonien Südrußlands wird in jedem Bezirk eine besondere Gesellschaft unter dem Namen „landwirtschaftlicher Verein" gegründet.

2) Durch diese Verfügung werden die Bezirks- und Dorfsbehörden nicht von der Erfüllung der Pflichten befreit, welche ihnen durch die Verordnungen über die ausländischen Ansiedler im Reiche zum Zweck der Förderung der Landwirtschaft auferlegt sind, denn die Hauptaufgabe der Vereine ist, den Bezirksältesten und Schulzen die Erfüllung dieser Pflichten durch Bezeichnung der nächsten Mittel zur Erreichung der gewünschten Hebung und Einführung einer mehr geregelten und gleichmäßigen Ueberwachung zu erleichtern.

3) Jeder Verein muß aus wenigsten drei Mitgliedern bestehen; übrigens kann auf diesen Posten unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse auch eine größere Anzahl von Personen ernannt werden.

4) Die Dorfsgemeindeversammlungen, welche einen Bezirk bilden, wählen aus der Mitte der Kolonisten desselben Kandidaten auf den Posten von Mitgliedern in doppelter Anzahl und unterbreiten die Listen der Kandidaten durch die Bezirksämter dem Fürsorgekomitee, welches aus der Zahl dieser Kandidaten die Mitglieder ernennt.

5) Zu den Kandidaten können nur solche Wirte gewählt werden, welche in der Landwirtschaft die meiste Erfahrung an den Tag gelegt haben, und sich im Hauswesen und durch Erfolge in der Gärtnerei und im Forstwesen aus-

zeichnen, denn die Mitglieder sollen dem Gründungszweck des Vereins speziell entsprechend, den Uebrigen als Beispiel und Muster dienen. Personen von zweifelhafter Sittlichkeit, welche Lastern ergeben und bestraft sind, können auch wenn sie den Ansprüchen in wirtschaftlicher Beziehung genügen, nicht als Kandidaten gewählt werden.

6) Personen, welche bereits Aemter als Oberschulzen und Schulzen bekleidet und sich im Gemeindedienst die Achtung der Kolonisten erworben haben, müssen, wenn sie gleichzeitig die im vorstehenden § erläuterten Bedingungen in sich vereinigen, vorzugsweise zu Kandidaten gewählt werden.

7) In den Kolonien, welche ihrer Ortslage nach nicht zum Rayon eines Bezirks gehören und deshalb von besonderen Dorfsämtern verwaltet werden, wird kein landwirtschaftlicher Verein gegründet, welcher der äußerst geringen Bevölkerung weder genügend zusammengesetzt werden, noch einen hinlänglichen Wirkungskreis haben könnte, allein in solchen Kolonien wird um so strenger darauf gehalten, daß bei den Wahlen zur Besetzung der Aemter nur ausgezeichnete Wirte, welche fähig sind, für die Hebung der Landwirtschaft Sorge zu tragen, — berücksichtigt werden.

8) Die Vereinsmitglieder werden auf unbestimmte Zeit gewählt. Sie können um ihre Entlassung nur dann bitten, wenn sie in diesem Beruf nicht weniger als neun Jahre gewirkt haben, oder aus Ursachen, welche besondere Berücksichtigung verdienen, wie: wegen unheilbarer Krankheit oder hohen Alters. Der Obrigkeit hingegen ist es vorbehalten, sie jeder Zeit abzusetzen, sobald sie der Nichterfüllung ihrer Pflichten oder überhaupt solcher Handlungen überführt werden, welche unvereinbar mit der Ehre und des Ehrenpostens eines Mitgliedes des landwirtschaftlichen Vereins undwürdig sind.

9) Im Falle zeitweiliger Abwesenheit eines der Mitglieder werden seine Obliegenheiten von einem der Kandidaten, welche die Obrigkeit bestimmt, versehen; an Stelle eines gänzlich ausgetretenen aber wählen die Dorfsversammlungen aufs neue zwei Kandidaten, bezüglich welcher sie bei der Obrigkeit behufs Bestätigung vorstellig werden.

10) Unter den Mitgliedern ist keine Unterordnung zulässig; ihre Beziehungen zueinander beruhen auf Gleichberechtigung, und ernennen sie für die gemeinsamen Beratungen selbst aus ihrer Mitte einen beständigen Vorsitzer, über dessen Wahl sie der Obrigkeit Anzeige erstatten.

11) Es ist den Mitgliedern der Vereine selbst anheimgestellt, die Geschäfte in der Ueberwachung der Landwirtschaft bei den Kolonisten unter sich zu verteilen, entweder nach den Zweigen der Landwirtschaft, oder nach Kolonien, wie es in Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse zweckmäßig erscheinen wird. Dem entsprechend widmet jedes Mitglied seine Fürsorge nur dem Zweige oder der Kolonie, welche ihm anvertraut sind; alljährlich jedoch im Frühling und im Herbst nehmen die Mitglieder gemeinsame Besichtigungen vor, welche als Basis zur möglichst richtigen Abfassung sowohl des Be-

richtes des landwirtschaftlichen Vereins über die Wirksamkeit und Erfolge für den verflossenen Zeitraum, als auch der Vorschläge über für die Zukunft als notwendig erachteten Arbeiten und Maßnahmen zu dienen hat.

12) Den Vereinsmitgliedern wird keine vollziehende Gewalt anheimgestellt; sie wirken auf die Kolonisten durch Beispiel, Belehrungen und Ermahnungen; falls sie es aber für nötig finden, Strenge anzuwenden, so setzen sie sich mit den Dorfs- oder Bezirksämtern in Verbindung, welche jede ihre gerechte und zum Besten der Kolonie hinneigende Forderung unverzüglich zu erfüllen und im entgegengesetzten Falle strenge Ahndung zu gewärtigen haben. Gleicherweise beordern die Mitglieder des landwirtschaftlichen Vereins bei Ausführung von ihm angeordneter Arbeiten die Arbeiter nicht, sondern setzen sich bezüglich Aussendung und Zahl derselben mit den Dorfs- und Bezirksämtern in Verbindung.

13) Der landwirtschaftliche Verein nimmt keinen Anteil an den Verwaltungsangelegenheiten und ist vom Bezirksamt unabhängig, ist jedoch, indem er durch dasselbe seine Anordnungen in Ausführung bringt, verpflichtet, mit ihm in Uebereinstimmung zu handeln. Zu diesem Zweck versammelt der Verein sich zu den Beratungen im Bezirksamt, ladet zu denselben auch die Mitglieder des letztern ein und macht alle seine Vorstellungen an die höhere Obrigkeit, falls nur keine Meinungsverschiedenheit zu Tage tritt, in Gemeinschaft mit dem Bezirksamt. Die Vorstellungen werden zuerst den Mitgliedern des Bezirksamtes und dann von denjenigen des landwirtschaftlichen Vereins unterschrieben.

14) Das Bezirksamt kann, indem es an den Beratungen des landwirtschaftlichen Vereins teil nimmt, welchen es mit allen von ihm abhängigen Mitteln zu unterstützen hat, die Beschlüsse desselben nicht aus eigener Macht umstoßen, unterschreibt jedoch, wenn es eine Forderung oder Verfügung des Vereins als unstatthaft, nutzlos oder als die Kolonisten bedrückend erachtet, das Journal nicht und unterbreitet sein Einwürfe der höheren Obrigkeit, bis zu deren Entscheidung der Beschluß des Vereins selbst nicht in Ausführung gebracht wird. Zur Vermeidung unnützer Hemmnisse seitens des Bezirkamtes müssen diese Einwendungen klare Beweise darüber enthalten, daß die Forderungen oder Anordnungen des landwirtschaftlichen Vereins nicht den erwarteten Nutzen bringen oder für die Kolonie drückend sein werden.

15) Gleicherweise berät sich das Bezirksamt vorher mit dem landwirtschaftlichen Verein, wenn es seiner Pflicht gemäß es für notwendig erachtet, in den ihm untergeordneten Kolonien oder in den zum Zweck der Förderung der Landwirtschaft bestehenden Gemeinde-Anlagen und Anstalten, als: Pflanzungen, Gemeindegärten, Schäfereien, Gemeindeäcker usw., irgend eine wirtschaftliche Verbesserung einzuführen.

16) Es ist dem landwirtschaftlichen Vereine, oder jdem seiner Mitglieder besonders, nicht untersagt, sich in Fällen, welche keinen Aufschub dulden,

oder in solchen, wo ihnen seitens der örtlichen Behörde nicht der gehörige Beistand geleistet wird, sich direkt an die höhere Behörde zu wenden.

17) Die Vereinsmitglieder erteilen den Dorfsämtern der Kolonien, welche ihrer Ueberwachung anvertraut sind, Vorschriften, welche von den Aemtern gleich vom Bezirksamt empfangenen ausgeführt werden; die Mitglieder sind jedoch selbst nicht berechtigt, Strafen oder Bußen aufzuerlegen, so wie sie auch nicht die Verabfolgung von Geld verlangen dürfen. Die Dorfsschreiber der betreffenden Kolonien sind verpflichtet, für sie Verzeichnisse und andere Papiere anzufertigen.

18) Zur gemeinschaftlichen Beratung der auf die Landwirtschaft bezüglichen Gegenstände versammelt sich der Verein im Bezirksamt. Es sind drei unabänderliche Versammlung bestimmt: eine im Frühling, eine im Herbst und eine zu Ende des Jahres. Der Zeitpunkt dieser Zusammenkünfte wird vom Vorsitzer festgesetzt, die beiden ersten finden stets nach der Besichtigung der Kolonien durch den Verein statt, um, dem Ergebnis dieser Besichtigung entsprechend, Verfügungen über notwendige Arbeiten zu treffen, oder Mittel zur Beseitigung wahrgenommener Mängel anzugeben; die letzte Versammlung hat die Abfassung des Berichts über die Tätigkeit des Vereins und seine Pläne für das kommende Jahr zum Zweck, sowie die Bestimmung von Prämien für diejenigen, welche sich in Bezug auf die Landwirtschaft ausgezeichnet haben, über welche der höhern Obrigkeit Vorstellung gemacht wird.

19) Außerdem versammeln sich die Mitglieder jedesmal, wenn sie eine bezügliche Einladung des Vorsitzers erhalten. Aus diesem Grunde wendet sich ein Mitglied, welches infolge eingetretener Umstände eine gemeinsame Beratung für nötig hält, deshalb an den Vorsitzer, indem es demselben den Gegenstand dieser Beratung mitteilt.

20) Die Journale der Versammlungen und andere Papiere des Vereins werden vom Bezirksschreiber angefertigt. Der Verein darf sein Siegel haben, welches jedoch nur bei Schriftstücken in Anwendung kommt, welche vom ganzen Verein und nicht von einzelnen Mitgliedern ausgehen. Dieses Siegel wird beim Vorsitzer aufbewahrt.

21)Die Vereinsmitglieder beziehen kein Gehalt, sind aber, gleich den Bezirks- und Dorfsältesten, von Naturalleistungen und Reihendiensten befreit; außerdem müssen die Gemeinden dieselben auf den Rundreisen in ihren Berufspflichten unterstützen.

22) Die Vereinsmitglieder können, so lange sie in diesem Beruf verharren, ohne ihre Einwilligung zu keinen andern Gemeindediensten gewählt werden, eben so wie diejenigen, welche nicht unter neun Jahre als solche fungiert haben. Der Posten der Mitglieder des landwirtschaftlichen Vereins gilt als eben so ehrenvoll, wie das Amt der Mitglieder des Bezirksamtes.

23) Für die erfolgreiche Erfüllung ihrer Pflichten im Laufe von neun Jahren, und für besondere Auszeichnung auch vor dieser Frist, werden die

Mitglieder des landwirtschaftlichen Vereins mit Medaillen belohnt.

24) Die Vereinsmitglieder werden nur laut Beschlüssen der höheren Kolonialobrigkeit Strafen oder einer Pön unterworfen.

25) Die hauptsächliche Pflicht der Vereinsmitglieder besteht darin, für andere im landwirtschaftlichen Fach als Muster zu dienen; auf diese Bedingung nur gründet sich das ihnen durch gegenwärtige Bestimmung zugeeignete Recht, andere zu belohnen und zu überzeugen. Die Vereinsmitglieder müssen den Kolonisten durch ihr Beispiel beweisen, daß das von ihnen Verlangte ebenso nützlich, als ausführbar ist; diese Ueberzeugung ist ohne Zweifel die wirksamste.

26) Die Landwirtschaft in den Kolonien begreift in sich folgende Gegenstände: Ackerbau, Viehzucht, Garten- nebst Gemüsebau, Forstwesen, Seidenbau und Weinbau.

27) In Bezug auf den Ackerbau ist der landwirtschaftliche Verein verpflichtet, Mittel zur Steigerung des Ertrages des Bodens nicht nur durch Verbesserung der Feldbestellung, sondern überhaupt auch durch möglichst zweckmäßige und richtige Benützung desselben ausfindig zu machen.

28) Der Verein bemüht sich, in den Kolonien seines Bezirks eine Wirtschaftsmethode einzuführen, welche am meisten dem Boden entspricht und den örtlichen Verhältnissen angepaßt ist; zu diesem Zweck bestimmt er mit Hilfe von Versuchen, welche im kleinen auf Gemeindeäckern angestellt werden können: den vorteilhaftesten Fruchtwechsel, das Maß und die Art und Weise der Düngung, den Nutzen und die Reihenfolge der Brachfelder, die richtigste Verteilung der Arbeit und endlich die Zeit und die besten Methoden der Aussaat und der Einheimsung des Getreides, der Spinnpflanzen, der Gräser usw.

29) Ebenso trägt er Sorge für die Verbesserung der landwirtschaftlichen Geräte, für die Verschreibung von Samen noch unbekannter oder verbesserter Getreide- und Grasarten, für die Errichtung von Dämmen und Anlagen von Teichen, um die Führung von Gräben dort, wo die Ansammlung des Wassers notwendig ist oder vermieden werden soll, für die Anlage künstlicher Wiesen, und unterbreitet seine Vorschläge bezüglich dieser Gegenstände, insofern die Mitwirkung der höhern Obrigkeit erforderlich sein wird, der letztern in der oben angegebenen Weise zur Einsichtnahme.

30) Die Vereinsmitglieder bestehen darauf, daß der jeder Kolonie gehörende Komplex seiner Ortslage und dem in der Kolonie angenommenen System der Ackerwirtschaft entsprechend in eine zweckmäßige Anzahl Felder und diese in Wirtsparzellen eingeteilt, daß die Feldarbeiten rechtzeitig und mit der gehörigen Sorgfalt verrichtet werden, das zur Aussaat benützte Saatgetreide von guter Beschaffenheit sei und besonders, daß die zur Aussaat zubereiteten Felder durch tiefes Pflügen und sorgfältiges Eggen genügend aufgelockert und nach dem Aufgehen des Getreides von dem dasselbe erstickende Unkraut gereinigt werden. Die Vereinsmitglieder müssen bemüht sein, durch

eigenes Beispiel die Kolonisten zu überzeugen, daß nicht die Menge der Aussaat, sondern die Sorgfalt in der Behandlung der Aecker die Landwirtschaft bereichert. Die Vereinsmitglieder besichtigen zu verschiedenen Zeiten des Jahres die Felder der Kolonisten und zeigen den Dorfsämtern die Wirte an, welche in der Bestellung derselben nachlässig sind.

31) Nachdem die von der Viehzucht erzielten Vorteile nicht so sehr von der Anzahl, als von der Beschaffenheit des Viehes abhängt, so muß die Sorge des landwirtschaftlichen Vereins vorzugsweise auf die Veredlung des Viehes gerichtet sein, um so mehr, als die Viehzucht in Bezug auf die Anzahl bereits zu beträchtlicher Entwickelung gelangt ist.

32) Zu diesem Zweck werden die Vereinsmitglieder: a) von Zeit zu Zeit die Gemeinde-Zuchthengste und Stiere besichtigen, darauf achten, daß dieselben ihre Bestimmung entsprechen, und darauf dringen, daß untaugliche durch bessere ersetzt werden; b) über die zweckmäßige Haltung des Viehes wachen und sich zu diesem Zweck bemühen, unter den Kolonisten nützliche Kenntnisse über die Aufzucht des Viehes zu verbreiten und sie zum Anbau von Futterkräutern aufzumuntern.

33) Die Vereinsmitglieder besichtigen ebenfalls nicht weniger als zweimal jährlich die Gemeindeschäfereien, wo solche angelegt sind, und berichten der höhern Obrigkeit über den Zustand derselben in den Jahresabrechnungen; sie haben die Verteilung der Gemeindeböcke zum Sprung und (nachdem sie sich von dem gesunden Zustande derselben überzeugt) ihre Zurücknahme zu leiten, wohnen der Brackierung der Schafe bei und kommen mit Anträgen über nützliche Aenderungen und Neuerungen bezüglich der Schäferei ein.

34) Der landwirtschaftliche Verein achtet darauf, daß auf den bei den Häusern zu diesem Zweck bestimmten Plätzen allmählich nach Möglichkeit Gärten angelegt werden, wobei den Kolonisten der Nutzen dieses Gewerbes auseinanderzusetzen ist, und indem ihnen die Mittel zum erfolgreichen Betriebe derselben zu erleichtern sind.

35) Da der Gartenbau einige Erfahrung erheischt, so unterweisen die Mitglieder des landwirtschaftlichen Vereins die Kolonisten durch eigenes Beispiel, wie auch im Wege der Anleitung und Belehrung: 1) wie der Boden zubereitet ist, um ihn zur Ziehung von Bäumen möglichst tauglich zu machen; 2) welche Gattungen Obstbäume nach der örtlichen Lage und dem Boden mit dem besten Erfolge angepflanzt werden können; 3) auf welche Weise die Anpflanzung der Bäume stattzufinden und wie man sie zu behandeln hat, um sie vor der schädlichen Einwirkung der Kälte, der Dürre und der Winde zu schützen, sie dem wohltätigen Einfluß der Sonne und der Luft auszusetzen, da von diesen Bedingungen das Wachstum und die Fruchtbarkeit der Bäume abhängt, und 4) wie die Qualität der Bäume durch Okulieren, Pfropfen zu verbessern ist.

36) Der landwirtschaftliche Verein muntert die Konolisten auch zur

Anlage von Pflanz- und Baumschulen bei sich auf, welche sie nicht nur in die Lage versetzen werden, ohne Geldauslagen ihre Gärten zu erweitern und den durch Dürre und Ausfrieren verursachten Verlust an Bäumen zu ersetzen, sondern für viele sogar als Einnahmequelle dienen werden.

37) Zu den Obliegenheiten des Vereins gehört es auch, dafür zu sorgen, daß die Wirte mit Sämereien, Bäumchen und Pfropfreisern versehen werden, und unter den Kolonisten nützliche Kenntnisse über die Mittel zu verbreiten, durch welche die Bäume vor Krankheiten bewahrt werden, das Obst vor dem Verderben geschützt wird usw.

38) Auf den Gemüsebau und den Anbau nützlicher gewerblicher und Handelspflanzen muß die Aufmerksamkeit des landwirtschaftlichen Vereins gleichfalls gerichtet sein.

39) Bei Besichtigung der Kolonien nehmen die Vereinsmitglieder die Gärten der Wirte in Augenschein und überwachen die Fortschritte derselben, wobei sie auch darauf bestehen, daß die Gärten genügend vor dem Vieh geschützt seien. Sie führen ein jährliches Verzeichnis über die Zahl der angepflanzten und vorhandenen Bäume, welche sie dem Jahresbericht beifügen.

40) Die in den Kolonien angelegten Waldanlagen von ½ Dessj. auf den Wirt stehen unter unmittelbarer Leitung der landwirtschaftlichen Vereine, welche innerhalb der Grenzen wirken, welche den Schulzen bezüglich der ihnen auferlegten Pflicht vorgezeichnet sind, die Kolonisten in andern Zweigen der Landwirtschaft anzuspornen.

41) Der Verein achtet darauf, daß die Kolonisten in keinem Fall durch die Arbeiten in den Plantagen von andern wichtigern Beschäftigungen in der Wirtschaft abgehalten werden, und wählt zu diesem Zweck im Frühlinge und im Herbst solche Zeit, welche als freie betrachtet werden kann.

42) Die Anpflanzung in den Plantagen hat allmählich zu geschehen, ohne daß die Kolonisten dadurch gedrückt werden; alljährlich wird zur Anpflanzung von Bäumen ein solcher Flächenraum bestimmt, welchen jeder Wirt ohne große Anstrengung und mit Aufopferung der geringsten Anzahl von Arbeitstagen bearbeiten und bepflanzen kann.

43) Zur Pflicht des Vereins gehört: 1) Die Auswahl eines passenden Platzes für die Anpflanzung, wo dies noch nicht stattgefunden hat; 2) die Bestimmung der zuverlässigsten Methode, das Land für die Plantage zu bearbeiten, sowie der Geräte, welche zu diesem Zwecke dienen können; 3) die Anlage einer Baumschule zur Versorgung der Plantage mit Setzlingen, und die Anwendung von Maßregeln zur gehörigen Schonung derselben in ihrem jungen Wachstum; 4) das Einsammeln und Beziehen (Verschreiben) der Sämereien von Waldbäumen und 5) die Ueberwachung darüber, daß die Waldanpflanzung gehörig unterhalten und vor dem Vieh zweckmäßig eingefriedigt werde.

44) In Gegenden, wo auf Kolonialland Naturwälder vorkommen, er-

greift der landwirtschaftliche Verein die wirksamsten Mittel zum Schutz und zur Erweiterung derselben und achtet zu diesem Zweck darauf,, daß diese Wälder gereinigt, mit Gräben umzogen und überhaupt vor Waldfrevel und Beschädigung geschützt werden, sowie, daß durch die Verabfolgung von Reisig und Bäumen an die Kolonisten für den häuslichen Bedarf der Wald nicht der Erschöpfung ausgesetzt werde.

45) Da die Erfahrung lehrt, daß der Seidenbau im südlichen Rußland fast überall einen möglichen und vorteilhaften Erwerbszweig bildet, so trägt der landwirtschaftliche Verein Sorge für die Verbreitung desselben unter den Kolonisten und versieht sich zu diesem Zweck mit Maulbeersamen und Seidenraupeneiern, um sowohl diese als jene an die zuverlässigsten Wirte zu verteilen, welchen er auch die auf diesen Gegenstand bezüglichen Anleitungen gibt.

46) Der Verein ordnet auch an, daß jeder Wirt auf dem ihm in der Gemeindeplantage gehörenden Anteil ein Anzahl Maulbeerbäume anpflanze, und daß die lebenden Hecken zwischen den Hofstellen und rings um die inneren Viertel aus Maulbeergebüuschen bestehen.

47) Zur Obliegenheit des landwirtschaftlichen Vereins gehört es auch, daß in den Kolonien, welche im Seidenbau den größten Erfolg erzielen, Seidenhaspeln und Spinnmaschinen aufgestellt werden.

48) Der landwirtschaftliche Verein hat nicht so viel für die Verbreitung des Weinbaus Sorge zu tragen, als für die Verbesserung desselben, indem er die Kolonisten darüber belehrt, wie die Weinreben zu behandeln sind. davon die besten Sorten verschreibt und den Kolonisten die Mittel angibt, wie der Wein vor dem Verderben geschützt wird.

49) Damit die Mitglieder des landwirtschaftlichen Vereins, ihrer Bestimmung gemäß, die übrigen Kolonisten belehren, sowie dieselben auch mit Sämereien und Pflanzen versehen, verschiedenartige Versuche anstellen und verbesserte Geräte einführen können, ist es notwendig: erstlich, ihnen die Möglichkeit zu geben, die vollständige Kenntnis aller Zweige der Landwirtschaft zu erwerben, und zweitens, sie in den Geldmitteln nicht zu beschränken.

50) Behufs Erreichung des ersten dieser Zwecke wird der Verein von seiner Obrigkeit und von der Inspektion der Landwirtschaft in den südlichen Gouvernements mit den erforderlichen Anleitungen und Belehrungen versehen, und legt derselbe außerdem Bibliotheken für die Landleute leicht verständlicher Schriften über die Landwirtschaft an, welche beim Bezirksamt aufbewahrt werden, wobei den Mitgliedern des landwirtschaftlichen Vereins das Recht anheimgestellt ist, nicht nur die Bücher persönlich zu benützen, sondern dieselben auch zuverlässigen Wirten gegen Quittung und mit der Verantwortlichkeit für ihre Zurückstellung in gutem Zustande zu geben. Die Ausgaben für die Anschaffung von Büchern werden auf Rechnung der Gemeindesummen bestritten, und die Auswahl der Bücher geschieht vorzugs-

weise nach Angabe des Inspektors der Landwirtschaft im südlichen Rußland, mit welchem die Kolonialobrigkeit sich über diesen Gegenstand berät. Die Höhe der Summe, welche jährlich für diesen Zweck verwendet werden kann, wird nicht festgestellt, indem sie von den Mitteln des Bezirks abhängt.

51) Gleicherweise ist es den landwirtschaftlichen Vereinen anheimgestellt, über jede vorkommende Unklarheit mit einer Vorstellung entweder direkt an den Inspektor der Landwirtschaft im südlichen Rußland oder an ihre Obrigkeit einzukommen, welche nicht unterlassen wird, entweder von sich aus oder, nachdem sie sich vorher mit der Inspektion der Landwirtschaft in Relation gesetzt, das Mißverständnis aufzuklären. Es versteht sich von selbst, daß die Anleitungen, welche der Verein den Kolonisten geben wird, nicht auf Mutmaßungen, sondern auf Tatsachen gegründet sein müssen, welche, wie oben gesagt, entschieden oder durch zahlreiche Versuche zu Tage gefördert sind, und daß die Versuche selbst im Kleinen angestellt werden müssen, damit die Wirte keinen Schaden oder Zeitverlust erleiden.

52) Was die Art und Weise betrifft, wie die Vereine Maschinen, Geräte, Sämereien und Pflanzen anzuschaffen haben, so kommen sie darüber entweder mit speziellen Vorstellungen bei dem Komitee ein, oder sie erläutern ihre Bedürfnisse in den von ihnen alljährlich aufzustellenden Geschäftsplänen. Das Komitee weist nachdem es den Nutzen und die Ausführbarkeit der Forderung in Erwägung gezogen, das erforderliche Geld nach seinem besten Ermessen aus den Gemeindesummen an.

53) Vor Schluß eines jeden Jahres stellen die Vereine einen kurzen Bericht über ihre Tätigkeit und den Zustand der ihnen anvertrauten Kreise auf, sowie einen Plan der Arbeiten, Versuche und Verbesserungen, welche im angehenden Jahr vorzunehmen sind, und stellen Bericht und Plan nicht später, als den 1. Januar dem Fürsorge-Komitee vor, welches eine Kopie derselben der Inspektion der Landwirtschaft übermittelt.

54) Dem Bericht müssen Tabellen über dasQuantum der im Laufe des Jahres angepflanzten Obst-, Wald- und Maulbeerbäume, nebst Angebe der vorhandenen Anzahl derselben, beigefügt sein.

55) Zur Ausführung seiner Pläne schreitet der Verein, sobald sie allgemeine Verfügung erheischen, nicht früher als nach Empfang der Genehmigung.

56) Zugleich mit der Jahresrechnung erstattet der Verein Anzeige über diejenigen Kolonisten, die sich in einem der landwirtschaftlichen Zweige ausgezeichnet haben; dieselben werden nach speziellen Ermessen der Obrigkeit mit Belobigungsattesten und Geldprämien belohnt.

57) Das Recht auf eine solche Auszeichnung erwerben die Kolonisten: durch Erzielung der in Bezug auf Beschaffenheit und Menge vorzüglichsten Ernte mittelst sorgfältiger Bearbeitung der Felder und zweckmäßigster Düngung; durch erfolgreichen Anbau von Futterkräutern; durch Anstellung eines

nützlichen Versuches oder Erfindung eines Ackergerätes, welches die Arbeit erleichtert oder Zeit erspart; durch Aufzucht des besten Viehes, erfolgreichste Bepflanzung der Gärten bei den Häusern mit den ausgezeichnetsten Gattungen von Obstbäumen oder andern wertvollen Gewerbe- oder Handelspflanzen, sowie der Quartale in den Waldanlagen, und schließlich durch die bedeutendste Erzeugung, über 10 Pfund, guter gehaspelter Seide.

58) Bei Verleihung der Geldprämien werden die Mittel derjenigen, welche sich ausgezeichnet, in Betracht gezogen, damit die Aufmunterung nicht den Reichsten zu Teil werde, welche derselben nicht bedürfen.

59) Es ist den Vereinen anheimgestellt, aus den Gemeindesummen Geldprämien von 10 bis 30 Rbl. zu verleihen, jedoch nicht mehr, als zwei Kolonisten in einer Gemeinde jährlich; bezüglich der einer Belohnung Gewürdigten haben sie bei der Obrigkeit um Genehmigung einzukommen.

Aus den Aufzeichnungen eines Alten

Von Aeltesten H. Dirks. *)

Der Alten, die von der Zeit der Einwanderung unseres Mennonitenvolkes in Rußland und seiner Ansiedlung auf den von der Krone ihm angewiesenen Ländereien und von den Erfahrungen und Erlebnissen bei der Ansiedlung und dem Leben in den ersten Jahren noch etwas wissen auf Grund dessen, daß sie selbst, wenn zumteil auch noch jung an Jahren, mit dabei waren, oder es ihnen von ihren Eltern überliefert worden ist, — werden immer weniger. Die lieben Alten sterben aus, und da ist es höchste Zeit, daß ihre Mitteilungen aus der Vergangenheit schriftlich festgelegt werden für den Nachwuchs unsers Volkes, und dafür möchte gerade in diesem Jahrbuche der geeignetste Platz sein. Ich greife daher aus den Aufzeichnungen eines Alten, dessen Person- und Familiennamen mit D. W. beginnt, das Wichtigste heraus und rücke es ins Jahrbuch ein, in der Hoffnung, daß es auch von der jüngeren Generation mit Interesse wird gelesen werden. Im folgenden Jahrbuch werden weitere Mitteilungen von Alten folgen.

Der betreffende Alte schreibt, daß seine Großeltern dem Aufruf der verewigten Kaiserin Katharina gefolgt wären und in Gemeinschaft mit andern Familien per Achse bzw. per Pferde und Wagen aus Preußen, wo sie bei Elbing herum wohnhaft waren, nach Rußland ausgewandert wären, aber nicht mehr zu Lebzeiten der Kaiserin Katharina, sondern 1803 unter der Regierung des Kaisers Paul.**) Sie waren vier Wochen auf der Reise. Beim Reisen mußten sie sich an der von der Regierung vorgeschriebenen Marschroute

*) Dem Jahrbuche 1906-7 von Heinrich Dirks entnommen.
**) Kaiser Paul starb 1801, es muß hier also ein Fehler vorliegen. D.

halten und wurden von der Regierung geschützt. Bei den schon früher angesiedelten Chortitzern hätten sie im Winterquartier gelegen. Sie wurden von denselben mit Freuden aufgenommen in ihren armseligen Wohnungen (Semljanken), denn es war ihnen sehr lieb, daß mehr mennonitische Brüder mit ihren Familien kamen. Die Kleidung ihrer Quartiergeber war mitunter der Kleidung der Russen gleich; im grauen Sirjak seien sie einhergegangen, und dem entsprechend sei auch der ganze Anzug gewesen.

Das den Mennoniten angewiesene Land war eine Terssawiese. Das Gras mit seinem weißen, flachsartigen Wedel wurde über eine Arschin hoch, die Nadeln darin (Steppnadel) drangen den Schafen durch die Wolle und das Fell bis ins Fleisch hinein. Die Pferde wurden geweidet. Viele Wölfe hausten in dem hohen Grase. Ein Jäger, ein starker, gesunder Mann, fuhr oft auf einem Schlitten vor den nur ein Pferd gespannt war, auf die Jagd. Manchen Hasen und Wolf brachte er als Jagdbeute heim. Eines Abends wurde dieser Jäger von einem Rudel Wölfe angefallen. Er, reich mit Munition versehen, erlegte einen nach dem andern von den ihn verfolgenden Wölfen auf der Fahrt nach dem nahen Dorfe, in welchem er wohnte. Des Morgens fuhr er aus und holte sich die zehn von ihm erlegten Wölfe. Im Dnjepr gab es auch Fischottern. Heppner von der Kamp und sein Genosse A. Klaaßen jägerten auch, und zwar des Nachts: sie trafen manchen Wolf und manche Fischotter, für deren Bälge in Ekaterinoslaw ein schöner Preis bezahlt wurde.

Die vielen Zieselmäuse machten großen Schaden, sie vernichteten das Getreide zum großen Teile, so daß sich die Ansiedler nur kümmerlich und arm behelfen mußten. Wie ärmlich es bei den Ansiedlern einherging, ist auch daraus zu schließen, daß ihr erster Aeltester, Behrend Penner, als er die erste Taufe vollziehen sollte, keine Stiefel hatte, und ihm von drei etwas besser gestellten Brüdern ein Paar neue Stiefel verehrt wurden. Doch der liebe Gott half; sie verloren nicht den Mut, und mit der Zeit besserte sich ihre Lage, und Wohlhabenheit und Reichtum stellten sich gar im Laufe der Zeit ein.

Ich führe, schreibt der Alte D. W., den werten Leser beim beginnenden Frühjahr 1804 nach dem von der Krone den Mennoniten angewiesenen Landstück von 120000 Deßjatinen am Flusse Molotschna und am Tomak-Flusse, welch letzterer weiter oben Kajikulakfluß und weiter ostwärts Beschemschukrak heißt. Dort, wo die Dörfer Sparau und Konteniusfeld angesiedelt wurden, ist der Anfang des Kurujuschan-Flusses, welcher bei Rückenau und Ohrloff vorbeigeht und zwischen Blumstein und Münsterberg in die Molotschna mündet. Der Steppenfluß Juschanle nimmt seinen Anfang ganz an der Ostgrenze des von der Regierung den Mennoniten angewiesenen Landes, hat verschiedene Krümmungen und auf Stellen steile Felsenufer; er mündet dicht an der Südwestgrenze des den Mennoniten gegebenen Landes in die Molotschna. Die Reihe von Dörfern von Ladekopp bis Altenau wurde zuerst angelegt (1804). Die Krone gab den Ansiedlern Vorschüsse, welche aber mit Zinsen

zurückgezahlt worden sind.

Nördlich von dem Lande, das die Mennoniten erhalten hatten, lagen und liegen noch eine Reihe Dörfer deutscher Kolonisten, lutherischer und katholischer Konfession, südlich dagegen fanden sich Nogaier, ein tartarischer Volksstamm, der größtenteils von Viehzucht lebte. Sie haßten die Mennoniten als Eindringlinge und fügten ihnen durch Räubereien viel Schaden zu, ermordeten sogar einige. Dafür ließ die Regierung sie entwaffnen, und später mußten sie das Land räumen.

Auch sonst hatte die neue Ansiedlung mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Das Bauholz mußte man weit vom Dnjepr holen. Als Heizmaterial mußte Gras, Stroh und getrockneter Mist dienen. Lange fehlte es an einem Markte. Man brachte die Produkte erst nach Taganrog, später, als Berdjansk gegründet war, dorthin.

An der Großen Poststraße von Charkow, die über Ekaterinoslaw, Orechow, (damaliger Kreisstadt), Kisljar (Melitopol) in die Krim über Achmedsched (Simferopol) nach Bachschissarai, dem Sitz des früher in der Krim regierenden Chans ging, und die sich auch durch die Reihe der Mennonitendörfer an der Molotschna von Ladekopp bis Altenau zieht, mußten an den Grenzen des Mennonitenlandes bei Tokmak und Altenau auf Befehl der hohen Obrigkeit je ein von Ziegeln gemauerter Pfeiler mit Kuppel errichtet werden. An der der Poststraße zugekehrten Seite war eine Tafel angebracht, die unter dem Symbol zweier ineinander fassender Hände die Inschrift trägt: Semlja Mennonitksago bratswa, (Land der Mennonitenbrüderschaft), wo denn öfters hohe Herrschaften, die auf ihren Karossen nach dem Süden der Krim reisten, Halt machten, den Pfeiler besahen und die Inschrift lasen; denn Eisenbahnen gab's zu jener Zeit noch nicht im Süden Rußlands. Die Dörfer von Halbstadt bis Altenau wurden der Nummer nach angesiedelt, — Halbstadt war No. 1 — Altenau, das letzte in der Reihe, war No. 9, und die zwischen Halbstadt und Altenau liegenden Dörfer sind die Nummern zwischen 1 und 9.

Die deutschen Ansiedler wurden zur Zeit Paul's unter ein Vormundschaftskomitee gestellt, welches sich in Ekaterinolaw befand, und dem der Herr Fadejew vorstand. Von dort wurden die Vorschußgelder geholt und Instruktionen erhalten. In späterer Zeit fiel das Vormundschaftskomitee weg, und 1818 wurde in Odessa das Komitee für die südrussischen deutschen Ansiedler errichtet. Der erste Präsident im Komitee war Staatsrat Hahn, ein Deutscher, der letzte Baron von Oettinger. Uner dem Komitee gab es ein Inspektorat für die deutschen Ansiedler in Prischib, dessen erster Inspektor Peleg, ein Russe, dessen letzter Hoffmann war, welcher das Amt so lange verwaltete, bis das Inspektorat aufhörte und auch die deutschen Ansiedler dem betreffenden Isprawnik bzw. Polizeichef unterstellt wurden.

Die Wirte in den Dörfern waren verpflichtet, ½ Deßj. Obstgarten am

Hofe, ¼ Deßj. Maulbeerbäume und ¼ Deßj. Waldbäume anzupflanzen, die Poststraßen mit Dämmen und Brücken zu versehen und gemauerte Werstpfeiler zu errichten. Sie waren zehn Jahre frei von der Abgabenzahlung. Es wurden von den 120,000 Deßj. Land zwei Werst breite Tschumakenwege, die Salztrakte aus der Krim, angelegt, damit auf denselben Ochsenfuhren fahren könnten, und das Zugvieh, wenn es ausgespannt wurde, oder auch Vieh, das getrieben wurde, frei weiden konnte. Drei Traktieren (Gasthäuser) mit Brunnen dabei wurden am Tschumakenwege angelegt, das eine, genannt „drei Rosen", unweit der Stelle, wo jetzt Kleefeld ist, das zweite nicht weit von dort in südwestlicher Richtung, wo jetzt das Dorf Steinfeld steht, und das dritte bei Tiegerweide. Lange Reihen von russischen Pavosen (Wagen) mit weißen Ochsen davor, sah man oft auf dem Tschumakenwege einherziehen oder Herden von Schafen und Rindern und Pferden wurden darauf geweidet und getrieben.

Nach Ansiedlung der Dörfer von Ladekopp bis Altenau wurde nach und nach das ganze von der Krone erhaltene Land besiedelt, bzw. Dörfer darauf angelegt. Lange hatte die ganze Ansiedlung bzw. Kolonie nur eine Gebietsverwaltung, das Gebietsamt zu Halbstadt; später 1870 wurde die Kolonie in zwei Wollosten geteilt, die Halbstädter und Gnadenfelder, die erste mit dem alten Amtshause in Halbstadt, die andere mit dem Amtshause in Gnadenfeld. Die höchsten mennonitischen Beamten in den mennonitischen Kolonien sind eben die Bezirksältesten, und in jedem Dorfe der Dorfsälteste.

Als erst die erste Dörferreihe an der Molotschna bestand, war der übrige Teil des empfangenen Landes noch eine weite Urwiese. Hohes Terssagras (Steppnadelgras), vermengt mit dem hochstengligen, blaufleckigen Feldsalbei und Tymian und wilden Klee, bedeckte den Boden. Im Frühjahr blühte auf dem Felde die Kuhblume (Nießwurz), weiße und gelbe und blaue Lilien, gelbe und rote Tulpen, Rittersporn, Butterblumen (Löwenzahn) Nelken, Osterviolen (Vergißmeinnicht), die Königskerze — aber auf Stellen auch ein Vergißmeinnicht übler Art, die Stachelklette. Im Getreide, wo es bereits gebaut wurde, wuchs auch manche Art Unkraut: Disteln, Hedrich, Rade, die Winde, Kurai, die Windhexe, wilder Mandelstrauch, Perie usw.

Im Herbste wuchs, und das ist ja mehr oder weniger noch jetzt der Fall, auf den Stoppelfeldern Kurai, der jung und grün ein gutes Futter ist, alt und trocken aber zu strachlicht ist, als daß das Vieh ihn fressen sollte, der aber als Brennmaterial sehr gut zu brauchen ist und, abgeeggt und in Haufen gebracht, fuhrenweise von den Armen zu ihren Wohnungen gebracht und im Winter verheizt wird. Der Kurai gerade dient in Jahren, wo Mißernte gewesen ist, zum Notbehelf als Brennung oder gar als Futter. Mancher Kuraibusch oder Windhexenstaude, vom starken Winde oder sonst wie entwurzelt, rollte im Herbste werstenweit über das Stoppelfeld oder über die abgeweidete und erstorbene Weidesteppe, in der Einbildung eine wandelnde Hexe, daher

der Name Windhexe. Auch der sogenannte Schwanzzabel (weiße und schwarze Maddel) wächst auf den Aeckern, wo Getreide geerntet ist, zwischen den Stoppeln nach und ist ein herrliches Grünfutter.

Als die Dörfer noch nicht angelegt waren, war das Land eine öde Steppe, auf der man meilenweit fahren konnte, ohne Haus oder Baum zu sehen, und auf der großartige Fatamorganas (Luftspiegelungen) zu sehen waren. Viele kleine und manche höhere Erdhügel, von den Russen Mogilen, d. h. Grabhügel, genannt, befanden sich auf der Steppe in kurzen Abständen von einander; die kleinen aber sind nicht Gräber, sondern von Baibacken (eine Art Murmeltier) aufgewühlte Erhöhungen; die großen sind allerdings Gräber, nämlich Hunnengräber. Die Züge der Hunnen sind hier seiner Zeit, aus dem Osten kommend, westwärts gezogen. Ob die Steinfiguren in Menschenform und Menschengröße, die man hin und wieder in der Steppe gefunden hat, und die noch da und dort aufgestellt sind, Götzen der Hunnen oder der vor ihnen hier wohnenden heidnischen Skythen oder Goten sind, ist wohl noch nicht wissenschaftlich festgestellt.

Das Land wurde von der Krone verpachtet für einen sehr geringen Preis. Die Pächter legten dann da und dort Chutore an, trieben Viehzucht und Ackerbau, und mancher ist dabei wohlhabend oder gar reich geworden. Auch verlieh die Krone einigen von dem den Mennoniten gegeben Landstücke Anteile zur Anlage von Musterwirtschaften. So wurde dem ersten Oberschulzen Klaas Wiens 390 Deßj. zuerkannt, worauf sich das Vorwerk Steinbach bildete, aus sechs Wirtschaften bestehend. Der spätere Besitzer war der Schwiegersohn von K. Wiens Peter Schmidt, Vater der jetzt auf Steinbach wohnenden Geschwister Peter und Nikolai Schmidt und Jakob Dück. Peter Schmidt und seine Gattin waren einfache, biedere, gläubige, treukirchliche Mennoniten und haben mit ihrem großen Reichtum manchem Armen unter die Arme gegriffen und Hunderte ja Tausende für die Mission gespendet, und haben Jünglinge zu Lehrern, Predigern und Missionaren ausbilden lassen.

Ein zweites Landstück, 500 Deßj., genannt Juschanle, wurde Herrn Johann Cornies aus Ohrloff zur Musterwirtschaft übergeben. Seine Aufgabe war, Gärten und Wald anzupflanzen, wie auch die Viehzucht zu heben durch Einführung von Rindvieh besserer Rasse und echten, spanischen Merinoschafen aus Sachsen und Zuchtböcke zur Verbreitung im Süden Rußlands. Der tüchtige Oberschäfer war ein Russe, Namens Luka, welcher auch die in Sachsen gekauften Schafe brachte. Man zahlte für ein Mutterschaf bis 40 Rbl., Böcke kosteten das Stück 40 bis 100 Rbl und mehr, aber in Banko; es ging über in Silberrechnung erst nach dem Krimkriege, nach 1856. Die Wolle von den Schafen ging ins Ausland in die Fabriken, Butter und holländische Milchkühe nach Odesse oder in die Krim. Es wurden von den Betreffenden große Einnahmen erzielt. Auch zum Zweck des Betriebes einer Tuchfabrik in Fabrikerweise wurde ein Stück Land von der Krone bewilligt.

Nach der Reihe der Dörfer von Ladekopp bis Altenau wurden die Dörfer an der Kurujuschan von Ohrloff bis Rosenort angelegt; später dann die andern alten Döfer: Tiegerweide, Rückenau, Margenau, Fürstenwerder, Alexanderwohl, Gnadenheim, Friedensdorf, Landskron, Waldheim, Rudnerweide, Pastwa und die Dörfer von dort bis Elisabethtal und von Prangenau bis Lichtfelde; dann Konteniusfeld und Sparrau und im Jahre 1835 Gnadenfeld. Die große und die kleine Schäferei an der Kuruschon zwischen Rosenort und Tiegerweide wurden eingerichtet.

Auf Kornies Befehl wurden an den Wegen und um die Aecker herum Bäume gepflanzt.

In Rosenort ist die erste Andachtsversammlung gewesen. Dann wurden die Kirchen in Lichtenau und Ohrloff gebaut. In Ohrloff war mein Vater Isaak Wiens in der Baukommission; und Larion Jeftjejew, ein bei Melitopel wohnender Maurermeister, welcher auch die Gebäude des Joh. Kornies auf Juschanle und Taschenak baute, verrichtete mit seinen Leuten die Maurerarbeit.

Die Nogaier weideten öfters mit ihren Tabunen (Herden) auf dem noch frei daliegenden Lande der Mennoniten oder auf dem breiten Tschumakenwege. Pferdediebstähle, von Nogaiern oder auch von andern Nationalitäten verübt, kamen öfters vor. Auch wurden die Unsern wohl mal von den Nogaiern angefallen. Ein solch trauriger Fall ereignete sich in einer Nacht von Sonnabend auf Sonntag. Vier Mann, deutsche Bauern, Landmesser, waren gefahren, neue Dorfspläne abzugrenzen. Von Lichtfelde kommend, keine Gefahr ahnend, wurden diese vier Personen von reitenden Nogaiern angefallen und ermordet, die Nogaier hatten wahrscheinlich bei ihnen Geld vermutet. Sonntag morgen fuhren Deutsche früh nach Rosenort und bei den drei Hügeln, genannt Haltmogilen, oberhalb Juschanle, fanden sie das Fuhrwerk und die Leichen der vier Erschlagenen, aber keine Spur der Mörder. Doch der Verdacht fiel auf die vielen berittenen Nogaier.

Meines Vaters Verwalter, ein Nogaier Szadjetschin, der bei den gepachteten Steinbrüchen neun Jahre gedient hatte und überall herum kam, erzählte mir, schreibt der alte Wiens, ein mißglücktes Reiterstückchen zweier in Burkut wohnenden Nogaier. Auf dem Wege von Ohrloff nach Astrachanka fuhren zwei Gutsverwalter vom Holzplatze Kamenka am Dnjepr, namens Litjagin und Minakow. Bei Akkermen, (es war schon Abend) hatten sich die erwähnten zwei Nogaier herbeigestohlen; sie warfen den Arkan, d. h. ein Seil mit einer Schlinge dran, dem einen Herrn um den Leib, zogen ihn von seinem Sitz herunter und schleppten ihn den Weg entlang. Der Kutscher vom Wagen machte gleich Halt, um den Geschlängten zu befreien. Es gab einen heißen Kampf. Die Räuber wollten ihre Beute nicht fahren lassen, wohl Geld vermutend; sie setzten sich zur Gegenwehr, aber die drei bezwangen die zwei Nogaier, banden die Räuber und wollten sie anfänglich der Dorfspolizei in Astrachanka übergeben, besannen sich aber eines andern und beschlossen, Selbst-

gericht zu üben: mit der Nogaika schlugen sie die nackten Fußsohlen der Räuber so lange, bis dieselben hoch angeschwollen waren und ließen sie dann, nachdem sie sie entfesselt, liegen, die Pferde verscheucht und Sättel und all Geschirr, Zäume, Halfter, nach allen Richtungen auseinander geworfen. Unser dienender Szadjetschin erzählte, sie seien auf allen Vieren nach Hause gekrochen, eine ganze Woche nicht aus dem Hause gewesen, da sie nicht gehen konnten mit ihren dick angeschwollenen Fußsohlen. Das war ein mißglücktes Nogaier Reiter- und Räuberstückchen.

Es entfiel vielen der Ansiedler der Mut wegen der Nogaier. Preußen und all der Comfort dort kam ihnen in Erinnerung: sie hatten genug von den Nogaiern mit ihren verschmitzen, raubgierigen Augen und wollten zurück in die alte Heimat in Preußen. Nur die mit der Zurückwanderung verbundenen Schwierigkeiten und Kosten hielten sie noch zurück. Zuspruch von Seiten der Regierung schien die in Furcht geratenen Gemüter nicht beruhigen zu können. Doch die Behörde bzw. die Regierung wußte Rat. Den Nogaiern wurde anbefohlen, im Frühjahre keine Hirse oder andere Sorten Getreide auszusäen, sollten nur aus dem Geldbeutel zehren, und das half. Die Hirse, die sie zur Zubereitung ihres Nationalgetränkes, des Busa, und die Gerste, die sie zur Zubereitung von Kuchen bedurften, konnten und wollten sie nicht entbehren; die Schuldigen wurden aus ihrer Mitte angezeigt und ausgeliefert. Die mennonitischen Ansiedler bekamen wieder Mut und gründeten weiter neue Dörfer: Friedensruh, Paulsheim, Mariawohl, Nikolaidorf, Hierschau, bis das Land bis auf 11000 Deßj. vernommen war, woraus der jeztweilige sogenannte Pachtartikel besteht, von dessen Einnahmen mit Erlaubnis der Regierung neues Land für die Mennoniten zu neuen Ansiedlungen gekauft werden darf und auch schon reichlich gekauft worden ist.

Ein berüchtigter nogaischer oder tartarischer Räuber, namens Alim, machte Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts den Süden Rußlands unsicher. Er war ein hoher Kerl, sehr stark und kühn und listig. Im Besitze eines zwar kleinen, aber sehr starken und leichtfüßigen Pferdes, auf welchem sitzend er seinen Verfolgern, berittene Polizisten oder Kosaken, lange nicht nur entkam, wenn sie ihn aufgespürt hatten, sondern sie noch vorher gehörig verspottete und neckte. Ein bedeutender Preis war von dere Krone auf sein Haupt gesetzt. Einmal saß er mit einem Hirten einer Schafherde gemütlich auf einer Magila, als Kosaken heransprengten. Als sie nicht mehr weit von ihm ab waren, pfiff er seinem in der Nähe weidenden Pferde zu. Blitzschnell kam dasselbe zu ihm gelaufen, mit einem Satz schwang er sich in den Sattel, und wie ein Pfeil jagte er davon, die Kosaken neckend; die Kosaken hinter ihm her, ohne ihn zu bekommen.

Im Pferdestehlen war er Meister; auch Einbrüche und Mordtaten sind von ihm verübt worden. Auch die Leute in den Mennonitendörfern waren in Angst vor dem Alim. Der Herausgeber des Jahrbuches erinnert sich, daß nicht

nur nachts, sondern sogar tags am Ende der Dörfer Wachen ausgestellt waren, so auch an den Enden des Dorfes Gnadenfeld.

Bei aller Grausamkeit hatte Alim auch noch eine gute Seite.. Manchen Armen hat er beschenkt von dem, was er Reichen geraubt. Als er eben einmal einen reichen reisenden Popen (russischen Geistlichen) beraut hatte, begegnete er einem jammerierenden armen Muschik (russischer Bauer). Auf die Frage nach dem Grunde seiner Trauer, erzählte derselbe ihm, daß einige Werst von dort ihm Alim begegnet sei und ihm Wagen und Pferde mit den Sachen auf dem Wagen geraubt habe. Sogleich ritt Alim auf seinem schnellfüßigen Pferde hin in der bezeichneten Richtung, sieht und findet denn auch bald den Pseudoalim. Denselben mit dem Kantschu verhauend, befahl er ihm, in die Richtung zu fahren, wo der beraubte Muschik sich befand. Bei demselben angekommen, mußte er vom Wagen steigen, verwamste ihn noch einmal und schnitt ihm dann Ohren und die Nase ab und sagte zu ihm: „So, nun bist du der Alim ohne Nase und Ohren und ich der Alim mit Nase und Ohren". Dem Muschik aber gab er sein Fuhrwerk zurück und beschenkte ihn obendrein noch reichlich.

Einem reitenden Deutschen begegnete Alim auf dem Tschumakenwege und begann mit ihm eine Unterhaltung. Der deutsche Herr war nicht mit Reiseproviant versehen, Alim aber hatte in seiner Reisetasche Brot, Ziegenkäse und einen Krug mit Wasser; damit traktierte er den deutschen Reisenden und ließ ihn unberaubt und heiler Haut seines Weges ziehen.

Aber der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. Als einmal Alim, schwach und matt vom Fieber, in einem Nogaieraul (Dorf) sich aufhielt, wurde er von der Polizei ausgehoben und nach Moskau geschickt. Dort soll er für seine Verschuldigungen und Missetaten auf einem eisernen glühenden Stuhl haben sitzen müssen, bis sein Fleisch an den Lenden und Schenkeln wie gebraten war, und er endlich den Geist aufgab; wenigstens wurde erzählt, daß er in solcher Weise sein Ende gefunden habe. Es ist aber vielleicht nur ein bloßes Gerede gewesen damals. Wahrscheinlicher ist, daß er fürs ganze Leben in den Karzer oder in die Bergwerke gekommen ist.

Zur Zeit des Krimkrieges hieß es einmal, daß die mohamedanischen Völker Südrußlands und in der Krim sich empören würden gegen die Krone und die andern Nationalitäten und namentlich auch die Deutschen ausrotten würden. O, wie ängstlich hat damals aus Furcht vor den Nogaiern das Herz des Herausgebers dieses Jahrbuches, der damals noch ein Knabe war, geschlagen. Die Tscherkessen im Kaukasus indessen waren ein noch räuberischeres Volk als die Nogaier (von den Deutschen, Nohaizen genannt), die selbst nicht vor Menschenraub zurückschreckten. So haben sie einmal aus der deutschen Kolonie Karas sechs Knaben, die die Pferdetabun (Pferdeherde) des Dorfes weideten, entführt und sie zu Sklaven gemacht. Es dauerte Monate lang, ehe die Knaben für ein reiches Lösegeld von ihnen frei gegeben wurden.

Um noch auf die Nogaier zurückzukommen, kann auch gesagt werden, daß die Mennoniten von ihnen nicht allein Schaden, sondern auch Nutzen hatten. Sie brachten auf ihren öfters knarrenden, mit Pferden oder Kamelen bespannten Mascharen (Wagen) das verkaufte oder zu verkaufende Getreide nach Taganrog und später nach Berdjansk, kauften viel in den Lawken (Kaufläden), die in den Mennonitendörfern sich befanden, ein, so daß ihr Geld unter die Mennoniten kam, kauften von den Mennoniten manch altes, fettes Pferd, schlachteten es und verzehrten das Fleisch.

Die Waren, die die mennonitischen Kaufladenbesitzer verkauften, bezogen sie aus den fernen Städten Charkow oder Poltawa. Zweimal im Jahre machten sie gemeinschaftlich Einkaufsreisen per Achse zu Messen bzw. großen Märkten in den genannten Städten. Sie blieben dann wohl zwei bis drei Wochen weg und erlebten auf denselben manches Abenteuer. Die auf der Messe gekauften Waren wurden auf Fuhren russischer Fuhrmänner geladen und von denselben, meistens sicher und unvermindert, an den Ort der Bestimmung gebracht. Drei mennonitische Kaufleute, die Herren Dück, Wiens und De Buhr und ein Knabe sind auf einer solchen Reise in einem Walde von einer Schaika (Truppe) Juden ermordet worden.

Wolfsjagden fanden früher öfters statt. An ein und demselben Tage sandte jedes Dorf eine Anzahl mit Kantschus oder Knitteln bewaffneter Reiter aus auf die Wolfsjagd. Wurde irgendwo ein Wolf aufgetrieben, so wurde derselbe verfolgt von den Reitern, mit dem Kantschu oder Knittel bearbeitet, bis er vor Müdigkeit oder Schmerzen niedersank, nicht weiter konnte und getötet wurde. Die Wölfe richteten aber unter den Schafen, die die Dörfer hielten, eben auch großen Schaden an, weshalb ihre Ausrottung erforderlich war.

Auch die vielen großen Schaden verursachenden Zieselmäuse wurden ausgerottet, entweder in der Weise, daß man in ihre Löcher Wasser goß und sie ersäufte, oder vergiftetes Korn oder Teig in die Löcher streute undstopfte infolge dessen die Mäuse krepierten. Die abgehackten Schwänze der getöteten Mäuse mußten bei der Polizei vorgezeigt werden, und es gab per Stück fünf Kopeken Belohnung. Da ist es auch vorgekommen, daß faule und betrügerische Leute die Obrigkeit mit gefälschten Schwänzen betrogen.

Auch die Heuschrecken, die in früheren Jahren öfter in großen Zügen aus Asien kamen, wurden vertilgt in der Weise, daß die noch nicht flüggen mit von Pferden gezogenen kammartigen Quetschen zerquetscht wurden; oder die wandernden Heuschrecken mit langen Besen in gezogene Gräben dirigiert und dort schnell begraben wurden. Die fliegenden oft meilenlangen, die Sonne verdunkelnden Heuschreckenschwärme hielt man, soweit als möglich, durch Schreien und Schießen und durch Blechgetrommel oder durch den übelriechenden Dampf von angezündetem, feuchtem Gnüll oder Stroh von dem Sichniederlassen ab. Wo sie sich aber dennoch niederließen, da fraßen sie alles Grüne

weg: Getreide, Gras, Gemüse, das Kartoffelkraut, ja selbst die Blätter von den Bäumen. Es setzten sich öfters so viele auf einen Ast, daß derselbe unter der schweren Last abbrach. Wo die tragenden Heuschrecken, mit dem Hinterende in die Erde gebohrt, ihren Samen legten, da mußten die Eier eingesammelt und vernichtet werden, was sehr mühsam war und viel Zeit erforderte.—

Schalte noch ein, daß südlich vom Mennonitenlande, doch an dieses angrenzend, die unter die Nogaier verbannten Molokanen in ihren drei Dörfern Astrachanka, Wasieljewka und Schawkai wohnen. Die Molokanen bilden eine Sekte, haben freie Gemeinden mit Predigern aus ihrer eigenen Mitte, essen kein Schweinefleisch, dafür aber viel Hammelfleisch und trinken viel Milch; daher der Name Molokanen (Milchleute). Taufe und Abendmahl nehmen die Altmolokanen geistlich. Die Molokanen sind ein sehr wirtschaftliches Volk, sind reich geworden, namentlich durch Vieh- und Schafzucht. Aeußerlich recht religiös, kommt unter ihnen aber auch viel Schwindel und Betrug vor; davon wissen besonders die mennonitischen Ladenbesitzer zu erzählen, bei denen die Molokanen Einkäufe machten auf Borg, so daß sie bei den mennonitischen Kaufladenbesitzern tief in Schulden gerieten, dieselben aber großenteils, den Nogaiern gleich, nicht berichtigten. Später zersplitterten sich die Molokanen in mehrere Gemeinschaften, so daß es jetzt außer den Altmolokanen Neumolokanen und baptistische Molokanen gibt.

Neben Altenau, fünf Werst ab von diesem Ort, waren die Dörfer Terpinje, Troitzki, Bogdanowka, Dubowaja Balka und Tombowka, wo die aus Rußland verwiesene Sekte der Duchoborzen (d. h. Geisteskämpfer) wohnten. Hinter dem Corniessen-Lande hinter Melitopol an der Taschenak waren noch vier weitere Duchoborzendörfer: Duchoborzi, Radionowka, Garsloj und Dawidowka, welche 1842 nach dem Kaukasus, Achalziek und Tiflis als von der orthodoxen Kirche Abtrünnige zum zweiten Mal verwiesen wurden. Von dort zurückgekommen, erzählten sie meinem Vater von der ungesunden Gegend bei Tiflis. Bei Tage sei eine große Hitze in den kaukasischen Tälern bis zum Verschmachten beim Grasmähen; dagegen sei des Nachts der Wetzstein eingefroren. Später sind die Genannten nach Amerika ins Kanadische ausgewandert. Diese Sekte hatte mit der orthodoxen Kirche außer Sprache nichts gemein. Sie hatten ihren eigen gewählten Oberen (Führer), benutzten das Gemeindehaus zur Andacht, beteten am Berge beim Garten und der berühmten Quelle in Terpinje; verließen alles und fuhren in langen Reihen russischer Wagen, mit guten Pferden bespannt, nach dem Kaukasus. Ich war als Knabe noch Augenzeuge ihres Abzuges. Daß es wahr sei, was von den Duchoborzen gesagt wurde, daß sie alte und gebrechliche Personen umgebracht hätten, ist doch wohl nicht anzunehmen, waren sie doch sonst fleißige, nüchterne, auf ihre Art fromme Leute.

Was die oben erwähnten Nogaier betrifft, so ist von Basel aus früher unter ihnen Mission getrieben worden. In Burkut bei einem tüchtigen No-

gaier, namens Ali, hatte sich ein Missionar, ein Schweizer, Schlatter mit Namen, einquartiert; lernte die nogaische Sprache und gab in derselben auch ein Buch heraus mit dem nogaischen Alphabet und mehreren Uebersetzungen von Abschnitten aus anderen Büchern und Beschreibungen der Sitten und Gebräuche der Nogaier mit Abbildungen von ihnen. Habe Gelegenheit gehabt, es im Vaterhause zu lesen; es gehörte der Lesebibliothek in Tiegenhagen an. Ein dickes Buch in nogaischer Sprache und Schrift hat der Herausgeber dieses Jahrbuches vor Jahren im Hause des verstorbenen Heinrich Reimer in Ohrloff gesehen; er meint, es war die Bibel, auch von Missionar Schlatter übersetzt. D. Wiens schreibt, daß Herr Schlatter in seines Vaters Hause einmal zu Gast gewesen sei. Auch im Kaukasus arbeiteten Baseler Missionare. Das Dorf Karas ist eine ursprüngliche Missionsstation.

Nach dem Krimkriege 1853—55 wurden unter den Mohamedanern die Meckareisen häufig; die Zurückgekehrten verstanden ihrem Volke die heilige Pflicht zu predigen und zu lehren, aus Rußland auszuwandern und in die Türkei, das Land ihrer Glaubensgenossen, zu ziehen. Der ganze Nogaierstamm im Berdjanskischen Kreise machte sich auf und zog in die europäische Türkei; haben es aber dort sehr bereut, denn bei ihren Brüdern, den Türken, war Raub und Diebstahl zu Hause. Sie waren dort bald ganz verarmt. Aus dem Dorfe Ackermen bei Altenau, wanderte auch die große und reiche Familie Antalin aus und zog in die Türkei. Antalin hatte zwei Frauen, sein Bruder Mitalin hatte eine Frau und beide hatten Kinder. Antalin hatte den Chutor bei Altenau mit dem Lande dabei, das jetzt den Gebrüdern Klaaßen gehört, in Pacht. Antalin verließ ungern seinen Sitz, kam von Bekannten in Altenau Abschied nehmen, wechselte sein Geld in Gold um und sagte: „Ich darf hier nicht bleiben, denn die Mulas sagen, es ist unsere Pflicht zu gehen.“ Mit fünf neuen Kastenwagen, einige gedeckt, einem Phaiton, mit guten Pferden bespannt, versehen mit 80000 Rbl., die er durch Verkauf seiner zahlreichen Schafe und hundert Pferden eingenommen, zog er dahin. In der Türkei sind die meisten Nogaier völlig arm geworden. Der Szadjetschin, der meinem Vater neun Jahre treu gedient hatte, wanderte auch aus in die Türkei, kam aber nach längerer Zeit mit einem Kameraden zu Fuß zurück, und hat uns die Armut und Not der Nogaier in der Türkei geschildert. Man gab ihm etwas Geld, er bekam von den Deutschen Unterstützung; auch ich lieh ihm hundert Rbl., ebenfalls auch andere. Er reiste mit dem Gelde nach Rostow, Nachchitschiwan, brachte von dort 18 Stück gekaufte Pferde und verdiente ein gutes Stück Geld dabei. Als der treue Diener Szadjetschin in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts an einem Tage im April kam, neigte er sich an der Türe und sagte: „Guten Tag, Wirt!“ Ich: „Na komm näher und setz' dich! Wie geht's?“ Er: „Ich bin arm, habe mein Hemd unterwegs schon weggeworfen!“ Ich: „Na, Mama, hol ihm eins von meinen!“ Wir reichten uns gegenseitig die Hand, grüßend nach mohamedanischer Art. Er hat die Türkei

nicht mehr gesehen; kaufte sich Wagen und Pferde und schumakte bzw. fuhr Weizen nach Berdjansk. Winters ließ er sich auf den bekannten Chutors durchfüttern, arbeitete auch wohl etwas, reparierte Zäume und Geschirre und verrichtete auch wohl andere Arbeiten.

Das Land der Nogaier wurde von aus der Türkei gekommenen Bulgaren besetzt;dieselben sind tüchtige Bauern, liegen mit Vorliebe dem Gemüsebau ob, versehen die Märkte mit Kumst, Kraut, Boklaschanen, großen Zwiebeln usw., kaufen und zahlen gute Preise für deutsche Pferde und Wagen.

Die Widinschen weißröckigen Bulgaren kamen aus der Türkei nach dem Krimkriege, wurden in den deutschen Kolonien im Winter beherbergt und gefüttert. (Der Herausgeber des Jahrbuches erinnert sich, daß auch in Gnadenfeld eine Anzahl dieser Bulgaren einen Winter hindurch beherbergt und gefüttert wurden; sie waren manchmal recht anspruchsvoll, die Kost war ihnen manchmal nicht gut genug, ungeachtet dessen, daß sie ganz frugale und gute Kost empfingen. Sie zogen auch wohl mal das Messer aus dem Gürtel und stießen Drohungen aus; so daß der längst verstorbene Adolf Kant, als er einmal Zeuge davon war, in die Worte ausbrach: „Wenn dat onse Bröde sinn sölle, dann will ick met e als Fiend nuscht to dohn hebbe!" — was nachher von einigen bei passender Gelegenheit wohl einmal in Gnadenfeld als Sprichwort gebraucht wird. „Kant Sloboda" (Dorf) wurde Gnadenfeld von den Nogaiern genannt. Die Bulgaren wohnen jetzt in einigen Dörfern südlich von den Mennonitendörfern. Eine Anzahl Bulgaren aber sehnte sich nach ihren türkischen Bergen und kehrte zurück in die Türkei.

Mit ihren russischen Nachbarn haben die Mennoniten lange in gutem Einvernehmen gelebt; möchte das noch lange so weitergehen.

Der Uebergang von Holländisch auf Deutsch

In seinem Buche „Die Danziger Mennonitengemeinde" schreibt H. G. Mannhardt:

„Am 19. September 1762 wurde zum erstenmal in der flämischen Gemeinde im Stadtgebiet deutsch gepredigt. Gerhard Wiebe aus Elbing, der als Gast hier war, erhielt die Erlaubnis dazu nur mit Widerstreben, und es wurde bemerkt: „Da man dies nicht gewohnt war, erhielt er nicht allgemeinen Beifall."

Den 20. April 1767 hielt wieder ein anderer Gastprediger, Cornelius Regier aus Heubuden, eine deutsche Predigt und fand mehr Beifall.

Am 1. Januar 1771 predigte dann auch einer der hiesigen Lehrer, Cornelius Moor, zum erstenmal hochdeutsch und ihm folgten ganz allmählich die andern, als letzter 1777 der künftige Aelteste Peter Epp, jedoch „mit holländischen Wörtern vermischt"."

Mennonitische Jungmannschaft im Dienst

Das erste „Platoon" von einem „C. O. Medical Corp" (Kriegsverweigerer aus Gewissensgründen als Sanitäter), die einen Drill ohne Waffen hatten. Statt dessen hatten sie Uebungen mit Tragbahren.



Bote-Bild

Mennoniten sind auf dem Bilde:

Vorderste Reihe von links nach rechts: 2. Friesen L., St. Catharines, Ont.; 5. Wiens R., Reesor, Ont.; 6. Hiebert W., Jordan, Ont.; 11. Harder R., Yarrow, B. C.; 12. NightingaleD., Yarrow, B. C.; 14. Thießen F.,Altona, Man.; 15. Rempel G., Rosthern, Sask.; 16. Bärg J., McCreary, Man.

Mittlere Reihe von links nach rechts: 5. Wiebe H., Morris, Man.; 6. Friesen B., St. Catharines, Ont.; 10. Regehr F., (Ort nicht angegeben); 12. Tilitzky, Abbotsford, B. C.; 13. Penner H., Port Rowan, Ont.; 15. Thießen F. J., Coaldale, Alta.

Hinterste Reihe von links nach rechts: 3. JanzenP., McCreary, Man.; 4. Wiens W., McCreary, Man.; 5. Penner F., Yarrow, B. C.; 9. Bargen P., Carman, Man.; 11. Hiebert A., Steinbach, Man.; 14. Buhler L., Abbotsford, B. C.; 15. Riediger C., Morden, Man.

Mennonitische Gemeinden in Manitoba

Von Benjamin Ewert

In 1874, 1875 und den folgenden Jahren wanderten bekanntlich viele Mennoniten von Südrußland aus nach den Vereinigten Staaten und Canada. Die nach Canada gingen, siedelten in Manitoba an. Es waren wohl 1800 Familien — 8600 Seelen, die zu drei organisierten Gemeinden gehörten: der Bergthaler Gemeinde, der Kleingemeinde und der Altkolonier Gemeinde vom Fürstenland. Alle drei Gemeinschaften waren von den sogenannten Kirchlichen und hatten dieselben kirchlichen Gebräuche, dasselbe Glaubensbekenntnis und denselben Katechismus. Sie waren wohl aber etwas verschieden in der Handhabung ihrer kirchlichen Angelegenheiten. So waren in Manitoba (Ost- und Westreserve) also drei selbständige Gemeinden, die zugleich drei verschiedene Gemeinderichtungen darstellten. Im folgenden ist Näheres von diesen und anderen, später entstandenen Gemeinden gesagt.

1. Die Altkolonier Gemeinde

Diese Gemeinde siedelte in der Nähe der Pembina Berge an, etwa 30 Meilen west vom Red River. Sie ist eine der ältesten und die konservativste Mennonitengemeinde in Manitoba. Sie hält fest an den althergebrachten Sitten und kirchlichen Gebräuchen und erlaubt keine Neuerungen oder Aenderungen in kirchlichen Angelegenheiten; ist gegen Weltgleichstellung, gegen Beteiligung an verschiedenen neuzeitlichen Unternehmungen und Betätigungen, gegen Beteiligung an Regierungswahlen und Bekleidung von Regierungsämtern, bekämpft Modesucht und übt strenge Gemeindezucht durch Handhabung des Bannes; hält fest an der Wehrlosigkeit sowie an den andern Grundsätzen des mennonitischen Glaubensbekenntnisses.

Zur Zeit des ersten Aeltesten, Johann Wiebe, gab es verschiedene Schwierigkeiten und Mißhelligkeiten in der Gemeinde, infolge derer mehrere Glieder von der Gemeinde abgingen und sich anderen Mennonitengemeinden anschlossen. Später wurde der Austritt aus der Gemeinde und der Anschluß an eine andere nicht mehr gebilligt. Da die Gemeinde im Laufe der Zeit aber an Gliederzahl zunahm, fand sich auch das Bedürfnis für neue Wirtschaften, und so kam es denn zu Aussiedlungen. Es entstanden zwei neue Altkolonier-Ansiedlungen bezw. Gemeinden in Saskatchewan, eine im Jahre 1890 bei Hague und die andere im Jahre 1905 bei Swift Current. In jüngster Zeit hat es von diesen aus noch im hohen Nordwesten, wohl 300 Meilen nord von Edmonton in Alberta, eine neue Ansiedlung gegeben.

Da diese Gemeinde auch gegen das Erlernen des Englischen und gegen den Besuch der Regierungs-Distriktschulen (sowie gegen höhere Bildung überhaupt) war, die Regierung sie aber dazu zwang, siedelten die meisten Glieder dieser Gemeinden, etwa 6000 Seelen von Manitoba und Saskatchewan zu-

sammen, im Jahre 1921 und später über nach Mexiko. Es blieben aber in allen erwähnten Ansiedlungen dennoch eine Anzahl Glieder zurück, die sich dann neu organisierten und Prediger und Aelteste wählten. Laut vorhandener Statistik zählt die Altkolonier Gemeinde in Manitoba 200 Familien mit 1176 Seelen, davon 478 Gemeindeglieder, hat 6 Prediger und 4 Kirchen. Von den anderen Gemeinder dieser Richtung in Saskatchewan liegt noch keine Statistik vor.

2. Die Kleingemeinde

Die Kleingemeinde war von Anfang an nur klein an Gliederzahl und daher auch die Benennung. Sie kam gleichzeitig mit den Bergthalern in Manitoba an und ließ sich vornehmlich auf der Ostreserve in und in der Nähe von Steinbach nieder, wo sie eine selbständige Gemeinde bildete, versehen mit Predigern und einem Aeltesten. Ein kleinerer Teil der Gemeinschaft siedelte jedoch auf der Westreserve in der Nähe von Morris in zwei Dörfern an mit einigen Predigern und einem Aeltesten. Die Kleingemeinde ist noch in Rußland entstanden durch Ausgang aus der großen Gemeinde, weil ihre Glieder ein ernsteres, entschiedeneres, geistlicheres, mennonitisches Christentum suchten.

Die Gemeinde nimmt Stellung gegen Weltgleichstellung, gegen Modesucht, Hochmut, gottloses Wesen, übt Gemeindezucht, dringt auf Bekehrung und gottgefälliges Leben, steht entschieden auf dem Bekenntnis von der Wehrlosigkeit und hält fest an den anderen mennonitischen Grundsätzen. Anfänglich war man auch in dieser Gemeinde stark für Beibehaltung der bisherigen Sitten und kirchlichen Gebräuche und gegen neuere kirchliche Einrichtungen und Betätigungen. Auch erlaubte man früher ihren Gliedern nicht den Uebertritt in eine andere Gemeinde. Doch in all diesen Beziehungen ist hier im Laufe der Zeit manches anders geworden. Eine regere geistliche Betätigung hat eingesetzt, die zur Einführung von Sonntagsschulen, zu besserem Kirchengesang und zur Förderung der Heidenmission und der Bibelschulen geführt hat. Kürzlich ist die Gemeinde auf der Ostreserve in vier Distrikte geteilt worden, wobei jeder Distrikt eine größere Selbständigkit in lokalen Angelegenheiten erhalten hat. Sie verbleiben aber alle — vorläufig noch — unter der Leitung eines gemeinsamen Aeltesten zur Bedienung mit Taufe und Abendmahl.

Die Kleingemeinde hat in letzter Zeit bedeutend zugenommen an Gliederzahl. Sie zählt gegenwärtig auf beiden Reserven insgesamt 2955 Seelen, ungefähr 550 Familien. Die Zahl der Gemeindeglieder ist 1430 mit 17 Predigern. Es sind 5 Kirchen da, 6 Andachtsplätze, 7 Sonntagsschulen, 4 Jugendvereine, 5 Nähvereine. Sonst in Canada hat die Gemeinschaft keine Gemeinden, wohl aber eine in Kansas, U. S. A.

3. Gemeinde Gottes in Christo

Diese Gemeinde (allgemein Holdemanns-Gemeinde genannt) entstand in Manitoba durch die Wirksamkeit eines geistreichen und einflußreichen Pre-

digers aus den Vereinigten Staaten mit Namen Johannes Holdemann, der auf ernstes und erfahrungsmäßiges Christentum drang. Er gewann besonders in der Kleingemeinde Einfluß, in der er etwa die Hälfte der Gemeindeglieder zum Uebertritt bewog, wo infolgedessen dann im Jahre 1882 eine neue Gemeinde gegründet wurde unter dem Namen „Gemeinde Gottes in Christo." Ihre Glieder beanspruchen auch Mennoniten zu sein und bekennen sich zu den mennonitischen Grundsätzen, besonders zu dem Bekenntnis von der Wehrlosigkeit, sind gegen Weltgleichstellung und gegen weltliches Treiben. Sie halten sich streng an ihre Gemeinderegeln und üben Gemeindezucht mit Verhängung des Bannes. Diese Gemeinde erkennt keine anderen Gemeinden (auch nicht mennonitische) an außer der eigenen und billigt keine geistliche Gemeinschaft mit andern. Wer aus andern Gemeinden Glied dieser Gemeinde werden will, kann es nur durch nochmalige Taufe, und zwar durch Begießungstaufe in der Kirche werden. Ein Austritt aus der Gemeinde mit Anschluß an eine andere ist nicht erlaubt. Man ist frei in der Betätigung und in der Predigtweise, auch in bezug auf den Gebrauch der englischen Sprache in den Gottesdiensten und dringt auf Bekehrung und entschiedenes Christentum. Zu bestimmten Zeiten werden durch zugereiste Prediger Evangelisationsversammlungen abgehalten. Obwohl man exklusiv ist inbetreff der Gemeindezugehörigkeit, ist man wohlwollend im Verkehr mit allen guten Menschen und beteiligt sich mit anderen Mennonitengemeinden in der Wohltätigkeit und Linderung allgemeiner Not. Eine Forderung der Gemeindesatzungen ist, daß alle männlichen Glieder den Bart wachsen lassen, und daß die Frauen die Kopfbedeckung haben.

Die Gemeinde zählt in Manitoba 957 Seelen, 180 Familien, und hat 585 Gemeindeglieder, 14 Prediger in ihren beiden Gemeinden auf der Ostreserve und bei Morris. Sie hat auch Ansiedlungen und Gemeinden in Alberta und in den Vereinigten Staaten.

4. Die Chortitzer Gemeinde

Die Chortitzer Gemeinde ist die älteste Mennonitengemeinde in Manitoba und ist von Rußland eingewandert im Bestande der Bergthaler Gemeinde mit Gerhard Wiebe als erstem Aeltesten. Sie siedelte auf der Ostreserve an, wo sie mehrere Dörfer gründete mit dem Dorfe Chortitz als Zentrum. Die Gemeinde gehört auch zur sogenannten kirchlichen Richtung und hält fest an althergebrachten Sitten und kirchlichen Gebräuchen. Abgelehnt werden organisierte Sonntagschulen, Jugendvereine, Singstunden, Bibelstunden, Evangelisation und dergleichen. Der Heidenmissionstätigkeit ist man nicht abgeneigt, und zugereiste Missionare aus der Heidenwelt werden zu Vorträgen zugelassen. Man legt besonders Gewicht auf schlichte und demütige Frömmigkeit, verurteilt Weltgleichstellung, Modesucht, Großtuerei und dergleichen und hält fest an dem Bekenntnis von der Wehrlosigkeit und an den anderen mennonitischen Grundsätzen. Obwohl andere kirchliche Gemeinschaften als mitberechtigt zur Seligkeit anerkannt werden, wird keine kirchliche Gemeinschaft

mit ihnen gepflegt, und Prediger anderer Gemeinden läßt man nicht bald bei sich predigen. Sonst aber in bürgerlicher und gesellschaftlicher Beziehung ist man den Gliedern anderer Gemeinden gegenüber wohlwollend und freundlich und nimmt auch teil an der gemeinsamen Wohltätigkeit und Notlinderung in der Nähe und Ferne. Die Gemeinde zählt bei etwa 600 Familien 3223 Seelen, hat 1448 Gemeindeglieder, 12 Prediger, 6 Andachtsplätze, 4 Kirchen.

5. Die Bergthaler Gemeinde

Wie zu Anfang erwähnt, wanderte die ganze Bergthaler Gemeinde vor 70 Jahren von Rußland aus und siedelte auf der Ostreserve in mehreren Dörfern an. (Einige gingen auch nach Minnesota und Nord-Dakota.) Nach fünf Jahren siedelte eine Anzahl dieser Bergthaler von der Ostreserve über nach der Westreserve in die Gegend zwischen Emerson und Rosenfeld, gründete hier mehrere Dörfer und organisierte unter der Leitung des Aeltesten Gerhard Wiebe von der Ostreserve eine selbständige Gemeinde und erwählte mehrere Prediger und einen Aeltesten — Johann Funk.

Diese Gemeinde hat sich dann gebaut und erweitert, zunächst auf dieselbe Weise wie die Muttergemeinde auf der Ostreserve. Es waren hier aber einige fortschrittlich gesinnte Glieder, welche die Notwendigkeit erkannten, daß für bessere Schulen mit besserem Unterricht und daher auch für besser qualifizierte Schullehrer gesorgt werden mußte. Auch fühlten sie die Notwendigkeit von mehr regerem geistlichem Leben und daß Sonntagschulen, Bibelschulen, Singstunden u. a. sein dürften. Auch das Verlangen nach Gemeinschaft mit anderen Gemeinden durch gegenseitigen Predigerbesuch wurde von ihnen empfunden sowie der Wunsch der Missionsbetätigung. Diese Gesinnung wurde auch vom damaligen Aeltesten, Johann Funk, und einigen Predigern geteilt und gefördert. Es wurden dann mehrere Bruderschaften abgehalten zur Besprechung solcher Fragen, man konnte sich aber nicht einigen. Und so kam es, daß im Jahre 1890 sich der größte Teil der Gemeindeglieder mit einigen Predigern von ihrem Aeltesten (Funk) lossagte und eine neue selbständige Gemeinde bildete. Diese Gemeinde wählte sich noch einige weitere Prediger und einen Aeltesten und gab sich den Namen „Sommerfelder Gemeinde“, weil ihr neugewählter Aeltester im Dorfe Sommerfeld wohnte. (Es sei hier noch einmal vermerkt, daß sowohl diese „Sommerfelder“ der Westreserve sowie die „Chortitzer“ der Ostreserve früher Bergthaler waren.)

Der Rest der Mitglieder der ursprünglichen Bergthaler Gemeinde unter Leitung des Aeltesten Johann Funk und einiger Prediger blieb aber bestehen und behielt auch im weiteren den Namen „Bergthaler Gemeinde“. Durch Wahl von weiteren Predigern und Mitarbeitern und durch Heranziehen von Predigern und Schullehrern aus den Vereinigten Staaten baute sich diese Gemeinde weiter und schritt zur Verwirklichung der neuen Ideen, die die Veranlassung zu der Teilung gegeben hatten. Im übrigen blieb die Gemeinde auf dem Boden der kirchlichen Richtung und hielt fest an den Grundlehren

des mennonitischen Glaubensbekenntnisses und an der Form ihrer kirchlichen Gebräuche. Sie übt, wie auch die anderen Kirchengemeinden, die Begießungstaufe, legt aber kein besonderes Gewicht auf ihre äußere Form und nimmt daher auch anders Getaufte als Gemeindeglieder auf. Sie benutzt den Katechismus als Leitfaden beim Religionsunterricht und zur Vorbereitung auf die Taufe, dringt auf Bekehrung zu geistlichem Leben und gottgefälligem Wandel. Zu bestimmten Zeiten werden längere Evangelisationsversammlungen abgehalten, und man ist freier in der Predigtweise und in der kirchlichen Betätigung. Die Gemeinde hat Interesse und nimmt teil an allen Missions- und verschiedenen Wohltätigkeitsunternehmungen und steht ein für gute christliche Schulbildung.

Durch Anregung und Vermittlung des Vorstandes dieser Gemeinde kam 1902 die Allgemeine Konferenz der Mennoniten von Canada zustande, die im nächsten Jahre mit zwei beteiligten Gemeinden begann, eine von Manitoba (die Bergthaler) und eine von Saskatchewan (die Rosenorter) und die gegenwärtig (1944) 60 Gemeinden mit 25,000 Seelen umfaßt. So ist denn diese Gemeinde unter dem Segen des Herrn gewachsen und ist jetzt eine der zahlreichsten und einflußreichsten Mennonitengemeinden Manitobas. Laut vorliegender Statistik zählt sie etwa 1000 Familien mit 5031 Seelen, hat 3364 Glieder, 24 Prediger, 24 Andachtsplätze, 10 Kirchen, 24 Sonntagschulen, 16 Jugendvereine, 20 Nähvereine.

6. Die Sommerfelder Gemeinde

Die Entstehung dieser Gemeinde und die Veranlassung dazu ist vorangehend beschrieben. Ihr erster Aeltester war Abraham Dörksen. Von ihr kann ungefähr dasselbe gesagt werden wie von der Altkolonier und der Chortitzer Gemeinde. Nämlich, daß sie festhält an althergebrachten Sitten und kirchlichen Gebräuchen, ist gegen Weltgleichstellung, Modesucht und gegen veränderte kirchliche und andere Betätigungen. Sie hat folglich keine Sonntagschulen, Jugendvereine, Singstunden, Bibelstunden und Evangelisationsversammlungen. Auch ist man nicht für höhere Schulbildung und nimmt nicht teil an der Heidenmission, es wird auch nicht Kanzelgemeinschaft mit anderen Gemeinden gepflegt. In manchen anderen Beziehungen ist diese Gemeinde duldsamer als die Altkolonier Gemeinde.

Im Laufe der Jahre siedelte eine bedeutende Anzahl Familien der Gemeinde (sowie auch der Bergthaler Gemeinde) aus an verschiedene Orte in Manitoba, Saskatchewan und Alberta, woselbst dann neue Gemeinden gegründet wurden. Später, in den Jahren 1926—1929, siedelten etwa 2000 Seelen dieser Gemeinderichtung von Manitoba und Saskatchewan über nach Paraguay; einige schon früher nach Mexiko. Der Grund dazu war der von der Regierung ausgeübte Schulzwang und andere Beeinträchtigungen. Der größte Teil blieb aber zurück, der (in Manitoba) etwa 1800 Familien mit 7650 Seelen zählt und 4000 Glieder, 14 Prediger und 12 Kirchen hat. Der

von Manitoba nach Saskatchewan übergesiedelte Teil zählt etwa 500 Familien mit 2500 Seelen bei 1000 Gmeindegliedern, die vier an verschiedenen Orten gelegene Gemeinden bilden mit 12 Predigern und 8 Kirchen.

7. Die Rudnerweider Gemeinde

In jüngster Zeit, 1937, hat sich noch eine Mennonitengemeinde in Manitoba gebildet unter dem Namen „Rudnerweider Gemeinde". Sie ist ein Abzweig von der Sommerfelder Gemeinde. Veranlassung zur Entstehung derselben gaben wohl persönliche und örtliche Angelegenheiten. Daneben aber auch die Erkenntnis bei einer Anzahl der Glieder, daß mehr geistliches Leben in der Gemeinde sein sollte als da war, und daß man sich in geistlicher Beziehung mehr als bisher betätigen müßte. Die Gemeinde aber erkannte solches Streben nicht an und billigte es nicht. Infolgedessen kam es zu einer Teilung in der Gemeinde, und eine bedeutende Anzahl ihrer Glieder bildete eine neue Gemeinde und wählte mehrere neue Prediger und einen eigenen Aeltesten — nämlich Wilhelm H. Falk von Schönthal. Auch baute die neue Gemeinde mehrere neue Kirchen. Sie ist nun sehr tätig in geistlicher Beziehung, interessiert sich für Mission und andere christliche Betätigungen. Man ist für Bekehrung und gottseliges Leben und verurteilt entschieden gottloses Wesen und Treiben. Die Gemeinde hat dasselbe mennonitische Glaubensbekenntnis und denselben Katchismus und dieselben kirchlichen Gebräuche (auch Taufform) wie die anderen kirchlichen Gemeinden. Sie ist freier in der Predigtweise als einige anderen Gemeinden und hat außer den gewöhnlichen gottesdienstlichen Versammlungen auch zu bestimmten Zeiten verlängerte Evangelisationsversammlungen sowie Bibel- und Gebetsstunden. Soweit hat die Gemeinde sich aber keiner der bestehenden Konferenzen angeschlossen. Ihrem ganzen Wesen nach steht sie wohl der Bergthaler Gemeinde am nächsten.

Die Rudnerweider Gemeinde, obwohl noch jung, zählt gegenwärtig 600 Familien mit3130 Seelen, hat 1442 Glieder, 22 Prediger, 24 Andachtsstationen, 10 Kirchen.

In Saskatchewan, bei Hague, hat die Gemeinde seit diesem Jahr eine kleine Filialgemeinde mit 60 Gliedern und zwei Predigern, die regelmäßige Gottesdienste sowie Taufe und Abendmahl halten.

8. Die Mennoniten Brüdergemeinde

Diese Gemeinschaft besteht ja bekanntlich schon seit 1860 von Rußland her, von wo seiner Zeit auch eine Anzahl Glieder der Gemeinde nach den Vereinigten Staaten auswanderte. Der Anfang dieser Gemeinde in **Manitoba** datiert wohl zurück auf 1890, als durch aus den Ver. Staaten zugereiste Prediger an einigen Stellen Erweckungen und Bekehrungen veranlaßt wurden, infolge derer auch hier eine Gemeinde dieser Richtung erstand. Zuerst bei Winkler und später auch an andern Orten. Diese Gemeinschaft ist ja bekanntlich in mancher Beziehung anders als die andern Mennonitengemeinden. Schon in der Art der Organisation, besonders aber in dere Art der Betätigung

und der Predigtweise, nämlich freier, lebhafter, eindringlicher, herausfordernder und tritt entschiedener für Bekehrung und erfahrungsmäßiges Christentum ein. Sie fordert mehr geistliche Betätigung von seiten der Gemeindeglieder in und außerhalb der Versammlungen und pflegt lebhaften Gesang. Von den andern Gemeinden unterscheidet sie sich außerdem auch durch die Form der Taufe — sie übt Untertauchungstaufe — und durch Ausübung der Fußwaschung. Sonst hat sie vieles mit anderen Mennonitengemeinden gemein, betätigt sich an gemeinsamer Wohltätigkeit, steht für Missionstätigkeit, Bibelschulen, Sonntagschulen, Jugendvereine, fördert christlichen Gesang und ist für gute Schulbildung.

Die letzte große Einwanderung von Rußland im Jahre 1923 brachte auch eine große Anzahl Glieder dieser Gemeinschaft nach Canada, die in den verschiedenen Provinzen ansiedelten, darunter auch in Manitoba. Sie schlossen sich den bereits bestehenden Gemeinden an, wo solche waren, oder bildeten neue. Diese Richtung hat gegenwärtig in Manitoba insgesamt wohl 24 Gemeinden mit 2300 Mitgliedern (60 Prediger) und eine Gesamtseelenzahl von rund 5000.

9. Evangelische Mennoniten-Brüder

Die Evangelische Mennoniten-Brüdergemeinde in und um Steinbach, früher bekannt als Bruderthaler Gemeinde, ist die einzige dieser Richtung in Manitoba. Weitere Gemeinden davon sind in Saskatchewan, Alberta und den Ver. Staaten. Ihre Entstehung in Manitoba datiert etwa 40 Jahre zurück. Obwohl um die Zeit in Steinbach schon drei Gemeinderichtungen vertreten waren, genügte das einer Anzahl Mennoniten noch nicht. Keine derselben war ihnen nach Wunsch, und es wurde Umschau gehalten nach etwas, was ihnen mehr Befriedigung versprach. Da man Kunde von einer Bruderthaler Gemeinde in Minnesota hatte, wurden einige Prediger von dort zu Besuch eingeladen. Sie kamen, und unter ihnen war auch ein Bruder Heinrich Fast, der hier einige Zeit predigte, und infolge davon entstand eine neue Gemeinde, die Bruderthaler Gemeinde, oder, wie ihre Glieder sich jetzt nennen, die Evangelischen Mennoniten-Brüder.

Sie haben manches mit anderen hiesigen Mennonitengemeinden gemein und halten an den Grundsätzen der Mennoniten fest, jedoch nicht an deren althergebrachten Sitten und kirchlichen Gebräuchen. So benutzen sie z. B. nicht den Katechismus bei der Vorbereitung zur Taufe. Sie sind freier in ihrer Predigtweise und in der geistlichen Betätigung, halten Erweckungsversammlungen und fordern von ihren Gliedern eine entschiedene Bekehrung und Mitbetätigung in der Gemeinde- und Missionsarbeit. Die Gemeinde pflegt verschiedene Betätigungen nach dem Muster der englischen Gemeinden, unterhält Sonntagschulen, Jugendvereine, Bibelschulen, Bibel- und Gebetsstunden, Missionstätigkeit und übt lebhaften Gesang. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der Brüdergemeinde, übt die Flußtaufe, anfänglich durch Begießung, später dann wohl vornehmlich durch Untertauchen. Unterscheidet sich von letzterer Gemeinde

aber dadurch, daß sie auch anders Getaufte in ihre Gemeinde aufnimmt, wenn ein zufriedenstellendes Bekenntnis abgelegt wird. Eine genaue Statistik konnte nicht erhalten werden. Schätzungsweise hat diese Gemeinde in Manitoba 200 Glieder.

10. Neuere Gemeinden kirchlicher Richtung

Von den in den Jahren 1923—1929 aus Rußland eingewanderten 20,000 Mennoniten gehörten die meisten wohl zur kirchlichen Richtung. Von diesen haben sich viele den in Canada bereits bestehenden Mennonitengemeinden der verschiedenen Provinzen angeschlossen. Sie haben mehr oder weniger mit diesen dieselben Gebräuche und kirlchlichen Einrichtungen sowie auch dieselbe Taufform und manches andere gemein. In Manitoba haben sich aus der Zahl dieser Neueingewanderten der kirchlichen Richtung 10 selbständige Gemeinden gebildet, 930 Familien umfassend mit 4598 Seelen. Diese Gemeinden zählen 2224 Glieder und haben 61 Prediger, 44 Andachtsplätze, 17 Kirchen.

— — — — —

Dann sollen noch erwähnt werden: 11. die **Bethel Mission in Winnipeg** und 12. die **Emmanuel Mission in Steinbach.** Erstere wurde vor sieben Jahren von mir begonnen, und habe ich ihr fünfeinhalb Jahre vorgestanden und sie bedient. Später dann ist diese Mission von der Innern Missionsbehörde der Allgemeinen Konferenz der Mennoniten von Nordamerika Prediger Isaak J. Friesen zur Weiterführunch und Bedienung übergeben worden. Ihr Zweck ist die Sammlung und Bedienung solcher Mennoniten in Winnipeg, die von andern Gemeinden nicht erreicht werden konnten und die in der englischen Sprache bedient werden möchten.

Die Emmanuel Mission in Steinbach ist kürzlich entstanden indem etwa ein Drittel der Bruderthaler Gemeinde (Evangelische Mennoniten-Brüder) und einige Glieder aus anderen Gemeinden sich zusammenschlossen zu intensiverer Missionstätigkeit.

Auch sind andere spezielle Missionsunternehmungen in Winnipeg und anderen Orten von verschiedenen Mennonitengemeinden unternommen worden, die aber wohl noch nicht als öffentliche Organisationen bekannt geworden sind.

— — — — —

Es bestehen in Manitoba also 10 verschiedene mennonitische Gemeinderichtungen mit 15 Lokalgemeinden und einer Anzahl Filialen. Die meisten davon sind auch in anderen Provinzen vertreten, jedoch nicht alle. Hingegen sind dort wiederum andere Gemeinderichtungen, die in Manitoba nicht sind. Diese Vielheit der Gemeinderichtungen und Gemeinden gibt Stoff zu mancherlei Gedanken, Erwägungen und Beurteilungen. Möchten denn obige Mitteilungen nicht nur zur Information über die Mennoniten Manitobas dienen, sondern auch zum Nachdenken über unsere Gemeindesache und zur Förderung einheitlicher Gemeinschaftsinteressen.

Auch eine mennonitische Angelegenheit

Alles nimmt schließlich ein Ende. So auch eine große mennonitische Sache, die nicht nur die seit 1923 aus Rußland Eingewanderten beschäftigt hat, sondern auch manchen alteinsässigen Menonniten: **die Reiseschuld.**

Wir hoffen in der Lage zu sein, in einem der nächsten Jahrbücher einen detaillierten Ueberblick mit erschöpfendem Ziffernmaterial geben zu können. Dann wird d i e s e Reiseschuld schon Geschichte geworden sein. Heute nur etwas davon. Gleich zu Anfang dieser kurzen Betrachtung möchte ich auf folgende Tatsachen aufmerksam machen:

1. Die meisten unserer Glaubensgeschwister, die aus Sovjetrußland herauswollten, waren so arm gemacht worden, daß sie die Reise nach Canada nicht bezahlen konnten.

2. Nachdem das Gesetz, das den Mennoniten die Einwanderung nach Canada verbot, aufgehoben worden war, was wir unserem gegenwärtigen Premier und Leiter der Liberalen Partei, Hon. W. L. Mackenzie King zu verdanken haben, gelang es den Brüdern David Töws, A. A. Friesen und anderen Kreditmöglichkeiten zu finden.

3. Von den Gesellschaften, die angesprochen wurden, war nur eine bereit, verarmten Mennoniten aus dem Roten Rußland, das damals noch nicht zur Aktiva im Kreise der Großmächte gehörte, so einen Reisekredit zu gewähren: die Canadian Pacific Railway Company, als C. P. R. am besten bekannt.

4. Die C. P. R. war und ist keine Missionsgesellschaft. Wenn wir auch davon überzeugt sind, daß die beiden höheren Beamten der C. P. R., die für die Erlangung des Kredits damals von entscheidendem Einfluß waren (Sir Edward Beatty und Col. Dennis) sich von einem gewissen Idealismus haben leiten lassen, und daß wir auch bei anderen Beamten dieser großen Eisenbahngesellschaft (J. N. K. MacAlister und T. O. Herzer) tiefes Verständnis und bereitwilliges Entgegenkommen gefunden haben, so wissen wir doch, daß die C. P. R. keine Mission an uns tun wollte. Eines aber bleibt doch unverrückt bestehen: was für die C. P. R. ein Geschäft war, oder doch es wenigstens sein sollte, war für uns eine große Hilfe in der Not.

5. Der Kontrakt, den Aeltester D. Töws mit der C. P. R. unterschrieb, war schwer. Ein Geschäftsmann hätte den kaum unterschrieben. Daß Gott dazu einen Mann brauchte, dem das Geschäftliche, laut seiner eigenen Aussage, ganz abgeht, ist bemerkenswert. Aeltester Töws hörte die Hilferufe aus Rußland und unterschrieb. Er unterschrieb trotz den alarmierenden Artikeln in den mennonitischen Wochenblättern Nord-Amerikas. Er unterschrieb trotzdem ihm viele Gemeinden die sehr kalte Schulter zeigten. Er unterschrieb im Vertrauen auf Gottes Hilfe und im Glauben an die Aufrichtigkeit der zu erwartenden Immigranten, die er nicht kannte.

6. Im Gegensatz zur Härte des Kontrakts mit der C. P. R. waren die

Schuldscheine, die der Kreditimmigrant der Board geben mußte, leicht, zu leicht.

7. Trotzdem haben doch sehr viele Schuldner in unantastbarer Ehrlichkeit gehandelt, und viele davon unter großen Entbehrungen ihre Reiseschuld bezahlt. Diese haben mit Gottes Hilfe die ganze Sache gehalten und vor dem Krach bewahrt.

8. Als wir es bei der C. P. R. erreichen konnten, daß sie uns bei distriktweiser Verrechnung die große Prämie gewährte, haben nicht nur viele der verbliebenen Schuldner sich sehr angestrengt, sondern es haben auch viele, die entweder keine Reiseschuld hatten, oder ihre eigene mit Hintansetzen ihrer persönlichen Bedürfnisse längst bezahlt hatten, mitgeholfen, die Schuld anderer zu bezahlen, von denen mancher es in den früheren Jahren hätte selbst tun können.

Von den 20,201 Immigranten, die seit 1923 nach Canada einwanderten, waren 12,601 Kreditpassagiere, 6,925 Kassenpassagiere und 675 kamen auf Halbkredit. Fast 2 Millionen Dollar wurden wir der C. P. R. schuldig.

Laut den vom Sekretär der Board, D. P. Enns, peinlich genau geführten Büchern der Board, schulden wir der C. P. R. noch eine beträchtliche Summe. Bei dem gegenwärtigen Modus der distriktweisen Verrechnung der Schuld sind's aber nur ungefähr 200 Tausend Dollar, die wir noch zu erwarten haben.

Bis zum 1. Juli d. J. haben wir der C. P. R. $1,726,443.48 gezahlt. Eine große Summe.

Wenn wir uns außerdem vergegenwärtigen, wieviel diese Neueingewanderten vor dem Krieg zur Linderung der Notlage ihrer Glaubensgeschwister in der alten Heimat beigetragen; was sie außerdem zur Aufbesserung ihrer Farmen und Wohnhäuser, der drei Mennonitischen Hochschulen und ihrer vielen Bibelschulen getan haben; wieviel Geld es kostete, 112 Andachtshäuser in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Hierseins zu bauen, vom ganz primitiven Kirchlein in Nordontario bis zum größten canadischen mennonitischen Gotteshaus bei Coaldale, das 1500 Sitzplätze hat, — dann müssen wir rückhaltslos zugeben: der Herr hat uns in der neuen Heimat auch wirtschaftlich über Bitten und Verstehen gegeben. Könnten wir's unter Seiner Anleitung auch richtig verwalten!

Die Reiseschuld ist eine große Sache. Ich bin davon überzeugt, daß der künftige mennonitische Historiker, der Verständnis für politische Oekonomie und für Soziologie und auch Interesse für das Gebiet der gegenseitigen Hilfe unter uns haben wird, ein sehr dankbares Feld finden und wichtige Entdeckungen machen wird. Er wird aber auch finden — wenn er sonst ein Auge dafür haben wird — wie Gott in seiner unwandelbaren Gnade und Treue das Schlichte, das Wenige gesegnet und Viel daraus gemacht hat.

Während wir nun Augenzeugen davon sein dürfen, wie hier in Canada ein wichtiges Blatt unserer Geschichte sich umlegt, schauen wir mit Bangen



Yarrow, B. C. Ehe der große Damm gebaut wurde, wurde die Talebene, auf der Yarrow liegt, jedes Jahr überschwemmt und lag monatelang unter Wasser, wie es dieses Bild zeigt. Die Aufnahme stammt aus dem Jahre 1922.



Yarrow, B. C. Die Ortschaft Yarrow im Jahre 1939.

Yarrow, B. C. Die Pioniere der Ansiedlung. Aufnahme aus dem Jahre 1928, dem Gründungsjahre der Ansiedlung.



Yarrow, B. C. Hopfenernte. Nicht zuletzt war es der Hopfen, der die Yarrower Ansiedlung ihr schnelles Emporblühen verdankt.



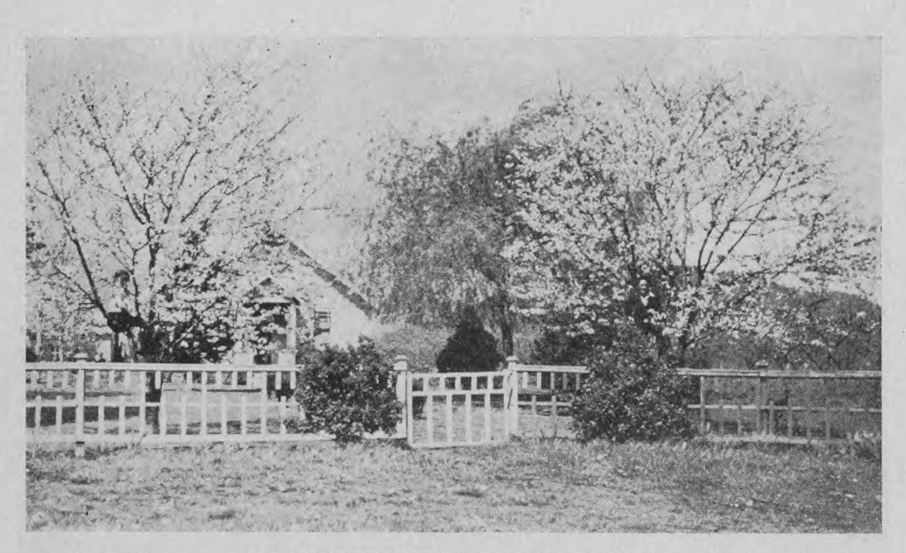
Yarrow, B. C. Sie haben's geschafft und können sich nun ihr Heimattal auch einmal aus der Vogelschau, und zwar vom höchsten Gipfel der Nachbarberge, ansehen.



Yarrw, B. C. Berglandschaft in der Nähe der Ansiedlung.



Sardis, B. C. Noch sieht es hier etwas „urzuständlich" aus wie stets „am Anfang" einer Neusiedlung, aber nach und nach wird man auch der vielen Blümlein Herr werden. (F. P. Thiessen und Frau beim Jäten).



~~Sardis, B. C. Kirche der Brüdergemeinde.~~

Sardis, B. C. Kirschenblüte in 1944.

hinüber nach Europa, das in allen Fugen kracht, wo in den vom Krieg betroffenen Ländern die furchtbare Not immer erkennbarer wird, und wo auch Zehntausende unserer Glaubensgeschwister schmachten. Mit innerem Beben blicken wir auf zum Herrn und beten um Errettung für sie in der unerschütterlichen Gewißheit: Er kann helfen. Etwaige Zukunftspläne darüber gehören aber schon nicht in den Rahmen dieser kurzen Betrachtung.

C. F. Klassen

Winnipeg, Oktober 1944

Eine Wanderung durch die mennonitischen Siedlungen in Britisch Columbia

Wenn wir eine Fahrt durch die mennonitischen Siedlungen in B. C. von Vancouver aus antreten, so ist es geraten, dazu die B. C. Electric Railway zu benutzen. Sie streift somehr alle uns interessierenden Plätze. Ca. dreizehn Meilen östlich von Vancouver, bei **New Westminster,** stoßen wir schon auf die erste mennonitische Ansiedlung. Sie zählt ungefähr 50 Familien und ist im Besitz eines kleinen Kirchleins. Die meisten ihrer Siedler bringen ihren Lebensunterhalt durch „Ausschaffen" auf. Etliche betreiben nebenbei Hühnerzucht und einige wenige eine kleine Milchwirtschaft.

Hinter der über den Fraser führenden grandiosen Betonbrücke ersteigt unser Zug in mehreren Windungen **Strawberry Hill.** Schon der Name deutet die Hauptbeschäftigung der hier wohnenden Leute an. Sonderbarerweise sind vom Waggonfenster aus keine größeren Erd- oder Himbeeranlagen zu entdecken. Sie liegen wahrscheinlich mehr versteckt im Busch. Hier haben sich ca. 40 mennonitische Familien niedergelassen, die sich mit Hühnerzucht und Milchwirtschaft beschäftigen. Etliche von ihnen haben die von den Japanern verlassenen Erbeerfarmen übernommen. Auf dem weiteren Wege erblicken wir im lieblichen Tal **Cloverdale,** wo auch einige mennonitische Familien wohnen sollen.

Bei der Station Warwhoop verlassen wir den Zug und wandern zu Fuß der anderthalb Meilen entfernten Ansiedlung **Coghlan** zu. Die meisten Heimstätten hier wurden vor nicht vielen Jahren im dichten, fast undurchdringlichen Busch angelegt. Da galt es, sich schwerer Pionierarbeit zu unterwerfen. Bäume und umfangreiche Stumpfen mußten gefällt, dichtes Buschwerk gerodet und das gewonnene Land dann kultiviert werden. Das erforderte viel Fleiß, Ausdauer und ein mächtiges Gottvertrauen. Wenn man in Betracht zieht, daß viele von den Siedlern gezwungen waren, durch Ausschaffen ihren

Lebensunterhalt aufzubringen und nebenbei dann für sich eine Unterkunft zu bauen und das Land zu klären, dann bekommt man eine kleine Vorstellung von der Riesenarbeit, die hier geleistet wurde. Das Land war zwar billig, aber nach Ansicht vieler dafür auch nicht ertragsfähig. Und doch, im Laufe der Zeit hat diese Siedlung einen gewaltigen Aufschwung erlebt. Die netten Häuser mit den sie umgebenden Obstgärten, Erd- und Himbeerfeldern legen ein beredtes Zeugnis davon ab. Der Boden ist zwar zu mager, um auf ihm eine größere Milchwirtschaft zu betreiben, die Erdbeeren jedoch gedeihen prächtig, und in der Qualität haben sie den Rekord geschlagen. Die Erdbeerzucht und die Hühnerzucht haben die Siedler auf die Beine gebracht und ihre Existenz gesichert.

Von Coghlan fahren wir zu dem netten in einem romantischen Tal gelegenen Städtchen **Abbotsford** und machen einen Abstecher nach der sich in der Nähe befindenden mennonitischen Siedlung. Wer vor 12—13 Jahren diese Gegend besucht hat, wird über die hier vorgegangene Veränderung staunen und wird kaum seinen Augen trauen. Einst sah es hier ziemlich „wulfig" aus. Die damals aus dem Busch hervorragenden kahlen Stumpfen von mächtigem Umfang flößten in abendlicher Stunde einen wahren Friedhofsgrusel ein. Wo früher aus dem Gestrüpp kleine, unfreundliche Häuschen schüchtern hervorlugten, sieht man heute nette, freundliche Wohnungen, die sich manchen Häusern in der Stadt ruhig an die Seite stellen können. Sie sind fast alle von lieblichen Gärtchen eingeschlossen. Die großen Hühnerställe, die man auf manchen Höfen sieht, deuten schon die Hauptbeschäftigung der Leutchen an. Um ein richtiges Bild von Entstehung, Werdegang und Entwickelung dieser emporstrebenden Siedlung zu gewinnen, hören wir den Bericht des im Stuccohaus wohnenden Siedlers, H. Willms, der auch zu den Pionieren von Abbotsford zählt:

„Anfangs des Jahres 1931 kamen etliche Mennonitenfamilien nach Abbotsford und nahmen zwei Meilen westlich vom Städtchen Stumpfenland auf, zu 20 bis 40 Acker pro Familie. Nördlich vom Hochweg, zu beiden Seiten der Clearbrook Rd., wurde vom örtlichen Sägemühlenbesitzer dem Prediger, P. H. Neufeld, damals in Yarrow wohnhaft, eine Sektion Land zwecks Besiedlung zum Preise von $10.00 per Acker angeboten. Vier Familien und zwei ledige Personen nahmen Parzellen auf und siedelten an, indem sie sich noch im selben Jahre provisorische Häuschen bauten, um eine Unterkunft zu haben. Die Mittel zur Unterhaltung mußten durch Ausschaffen aufgebracht werden. Fast gleichzeitig mit diesen nahmen etliche Familien vier Meilen südlich von hier ähnliche Grundstücke auf, die nur etwa eine Meile von der U. S. A.-Grenze ab lagen. Im nächsten Jahre wurden daselbst zwei Sektionen, die unlängst abgeholzt worden waren, in 20 Acker-Parzellen vermessen und durch öffentliche Versteigerung ausgeboten. Das Land war wilder Busch mit trockenem Unterholz und großen Stumpfen ohne Weg und Steg.

Von etwa 65 Parzellen wurden nur 7 versteigert, von denen 5 von Mennoniten gekauft wurden zu $10.00 per Acker. Später sind über die Hälfte der Parzellen auf privatem Wege an Mennonitenfamilien übergegangen. Der größere Teil der Siedler hat sich in späteren Jahren angekauft, indem man teils Buschland, teils fertige Farmen übernahm. Immer größer wurde der Zuzug, so daß gegenwärtig ein Areal von 10 mal 4 Meilen mehr oder weniger dicht von Mennoniten besiedelt ist. Statistisch ist die Zahl der hier ansässigen Mennoniten nicht zu erfassen, es dürften mehr als 300 Familien sein.

„In den ersten Jahren boten sich nur sehr primitive Existenzmöglichkeiten. Die männlichen Familienglieder, selbst Familienväter, suchten Arbeit bei den in der Sumas-Prärie wohnenden alteinsässigen Milchfarmern, da es in unmittelbarer Nähe keine anderen Verdienstmöglichkeiten gab. Die Töchter der Siedler gingen nach Vancouver, wo sie Haushaltdienste annahmen. Die Einstellung der Siedler im allgemeinen war die, den Lebensunterhalt so schnell wie möglich von den Erträgnissen der eigenen Farm zu bestreiten. Daher lebten sie so anspruchslos wie nur möglich. Während etlicher Jahre war ein bedeutender Teil der Siedler auf Notstandhilfe angewiesen. Diese bestand darin, daß die Munizipalität die Arbeit im Straßenbau u. ä. an Notdürftige vergab. Aber schon in den Jahren 1936, 1937 und später ist fast niemand mehr auf diese Unterstützung angewiesen gewesen. Gegenwärtig zeichnen sich unsere Farmer durch Tüchtigkeit in ihrem Beruf aus. Wo früher undurchdringliches Unterholz, durchsetzt mit großen Stumpfen, den Zugang zu den einzelnen Parzellen fast unmöglich machte, umsäumen jetzt schmucke Gärtchen mit Blumenbeeten oder grünen Rasen die Farmhäuser. Die überwältigende Mehrheit der Siedler ist heute schuldenfrei.

„Die M. B. Gemeinde organisierte sich am 1. Mai 1932 mit 31 Gliedern. Im Winter 1935—36 baute sie ihr erstes Bethaus, das am 1. März 1936 eingeweiht wurde. Mit dem Bau spaltete sich die Gemeinde in zwei Teile: die Südliche und die Nördliche M. B. Gemeinde zu Abbotsford.

„Einige Jahre später baute auch die Nördliche Gemeinde ihr Bethaus. Diese Gemeinde hat 185 Glieder, die Südliche — 325. (Ueber die Vereinigte Mennoniten Gemeinde fehlen mir Informationen.) Es bestehen hier zwei Bibelschulen mit je zwei Lehrern. Eine gehört der Vereinigten Mennoniten Gemeinde und ist mit Kosthaus eingerichtet. Sie hatte im letzten Jahre etwa 30 Schüler (?). Die andere gehört der M. B. Gemeinde, sie schloß ab mit 40 Schülern."

Soweit der Bericht des Abbotsforder Pioniers, und das muß uns genügen.

Wir eilen nun weiter und machen bei der von Abbotsford ca. 8 Meilen entfernten Haltestelle **Arnold** halt. Von dem erhöhten Bahndamm aus schweift unser Blick über die sich zu unsern Füßen ausdehnende Ebene bis sein weiteres Vordringen von einem Höhenzuge gehemmt wird. Hier ist offenes

Terrain, und der Mühe des Rodens ist der Farmer hier enthoben. Ueberall sieht man Häuser und Stallungen aus dem Boden wachsen. Unter ihnen viele recht hübsche. Bei den meisten Heimstätten entdeckt man Erd- und Himbeerenanpflanzungen. Zwar sind die meisten Farmer hier noch auf Ausschaffen angewiesen, um sich behaupten zu können, sie schauen aber hoffnungsvoll in die Zukunft, und die Aussicht, mit der Zeit Selbständigkeit zu erlangen, beflügelt ihren Arbeitsfleiß und ihre Unternehmungslust. Zieht man in Betracht, daß hier der Boden an Güte den in den andern mennonitischen Niederlassungen übertrifft, so steigt der Gedanke auf, ob diese jüngste Siedlung die andern nicht bald überflügelt.

Sechs Meilen von Arnold weiter östlich erstreckt sich die längs dem Berge sich ziehende älteste mennonitische Siedlung in B. C., **Yarrow.** Gemächlich der Hauptstraße zuschreitend, betrachten wir die netten Farmen. Unwillkürlich drängt sich uns die Frage auf, ob es nicht geraten sei, bevor wir beim Dorfvorsteher vorsprechen, die Wäsche zu wechseln, einen neuen Kragen anzulegen und die Kleider von dem Reisestaub zu säubern. Wir befinden uns nämlich in der Metropole der mennonitischen Siedlungen des Fraser-Tals. Sie trägt ein etwas vornehmes Gepräge und könnte eigentlich auf den Namen „Städtchen" Anspruch erheben. Nicht jedes canadische Städtchen zählt 250 Heimstätten bei einer Seelenzahl von 2000.

Von unserm Geleitsmann, dem Yarrower Bürger G. Derksen, lassen wir uns nun folgendes erzählen.

„Yarrow ist eigentlich ein sehr unbedeutender Haltepunkt an der B. C. E. Rwy. Es soll hier früher einmal in dieser Einöde ein Mann gleichen Namens gewohnt haben. Mister Eckert kam im Jahre 1927 auf die Idee, dieses Stück Land mit Mennoniten, von denen er schon früher gehört hatte, zu besiedeln. Im Jahre 1928 kamen dann auch aus verschiedenen Teilen der Präirieprovinzen die ersten 10 Familien her, um hier mit der Pionierarbeit zu beginnen. Sie waren alle unbemittelt, und nur auf ihr ehrliches Angesicht hin wurden ihnen Credite gewährt und auch sonst viel Vertrauen entgegengebracht. Sehr bald entstanden Häuser, alle nach fast derselben Schablone erbaut. Zu gleicher Zeit wurden auch die ersten Obstgärten auf dem neuen Lande angelegt. Die erste Existenzmöglichkeit boten den Siedlern wohl die Hopfengärten, die für sie zu einer beträchtlichen Einnahmequelle wurden. Erst recht in der Zeit des Hopfenpflückens, wann groß und klein emsig bei der Arbeit war. Es war keine leichte Sache, nebenbei auch die eigene Farm im Stande zu halten oder sie gar zu verbessern. Im Laufe der ersten Jahre wurden die Leute zu den verschiedensten Experimenten angehalten, immer natürlich auf ihre eigene Kosten. Und wenn wir heute an unsere vielen Versuche mit Zuckerrüben, Kopfsalat, Spinat, grünen Bohnen, Kraut und dergleichen denken, von denen jedes für sich eine besondere Phase im Kampf um das zweckmäßigste Bodenprodukt darstellt, so braucht es niemand zu wundern, wenn uns der Appetit auf diese Sa-

chen abhanden gekommen ist. Jedoch — haunteere deit leere, und auch wir fanden schließlich heraus, was dieser Gegend am besten angepaßt ist und dabei auch etwas Einnahme bringt. Wir kamen schließlich auch auf den sehr richtigen Gedanken, daß wir die Regelung all dieser Sachen, wie auch die Vermarktung unserer Erzeugnisse selber in die Hände nehmen könnten. Und so kam, wohl im Jahre 1937, die Gründung der „Yarrow Growers' Co-operative Union" zustande. In den ersten Jahren waren es meistens Rhabarber und Himbeeren, die wir kultivierten. Später kamen dann auch Erdbeeren, verschiedenes Baumobst, Kartoffeln u. a. hinzu. 1939 begannen wir in unserm Packhaus mit der „Prozessierung" der Beeren und ihrer Verpackung in Fässer, die dann nach dem canadischen Osten und auch direkt nach England verkauft wurden. So wurden z. B. allein in 1943 2,300 Fässer Himbeeren eingemacht (400 Pfund pro Faß).

Gemeinsame Interessen und besondere Siedlerangelegenheiten führten schon gleich bei der Gründung der Ansiedlung dazu, daß ein Schulzenamt eingerichtet wurde, das verschiedene gemeinschaftliche Arbeiten, wie Wegeausbesserung, Herrichtung des Friedhofs und Angelegenheiten der gemeinschaftlichen Viehweide regelte. Es war uns als Mennoniten auch darum zu tun, daß niemand von uns der Regierung zur Last falle, und daher wurden Unterstützungen zugeteilt, wo es nötig wurde.

Im Laufe der Jahre kamen dann immer mehr Leute her, und um Raum zu schaffen, wurden die Landparzellen in Yarrow immer wieder frisch eingeschnitten. Das machte natürlich den Farmbetrieb im größeren Maßstab unmöglich, und die Leute richteten ihre Farmen danach ein. Ein Himbeergarten nach dem andern entstand, und die Hühnerställe schossen wie Pilze hervor. Es wurde daher freudig begrüßt, als die B. C. Electric sich bereit erklärte, die elektrische Leitung bis Yarrow auszudehnen, was wohl im Jahre 1934 geschah. 1937 kam dann auch die erste Telephonlinie nach.

Der stete Zuwachs an Siedlern hatte zur Folge, daß immer mehr angrenzende Ländereien von unsern Leuten aufgekauft wurden. Besonders an der westlichen Seite, wo die Regierung und auch Privatgesellschaften Land besaßen. Durchweg ist das Verhältnis zwischen den alteinheimischen Nachbarn und unsern Leuten ein gutes gewesen. Es konnte dem strebsamen Mennoniten schließlich nicht verargt werden, wenn seinPedalwagen sich allmählich in ein modernes Auto verwandelte und sein Nachbar da nicht mit kam.

Es waren auf der Ansiedlung wohl gleich zu Beginn zwei Läden. Später gesellte sich ein „Electric Store" und ein Fleischhandel hinzu. Die Garage besteht hier seit den Jahren, als die Leute sich anfingen Cars zu kaufen. Zwei Schuster sorgen dafür, daß die Sohlen an den Schuhen erneuert werden; denn die kostet es recht viel auf dem Kies der Wege und Stege. Da die Mennoniten durchweg Liebhaber von Obst sind und daher viel Obstgärten angepflanzt werden, entstand bei Yarrow sehr bald auch eine Baumschule (Nursery), die nicht nur diese Ansiedlung bedient, sondern ihre Erzeugnisse

auch weit über ihre Grenzen hinaus verschickt.

Die Yarrow Growers' Co-operative Union, zu der eigentlich alle Farmer in Yarrow gehören, hat seit etwa 2 Jahren auch den Retail-Handel in der Ansiedlung übernommen, so daß dieses Unternehmen hier die wirtschaftliche Geschäftszentrale darstellt. Ihre weiteren Zweige sind: Jam-Fabrik, Egg Candling Station, Cold Storage, Box-Fabrik, Elevator, 2 Lumber Yards u. a. Gegenwärtig wird in Yarrow die Wasserleitung eingerichtet.

Yarrow hat zwei Gemeinden, die Mennoniten Brüdergemeinde mit 550 Mitgliedern und die Allgemeine Konferenzgemeinde mit 75 Mitgliedern. Es zählt 250 Farmer, seine Gesamtbevölkerungszahl ist rund 2000.

Im Jahre 1943 räumte Yarrow als Distrikt mit seiner Reiseschuld auf, und damit konnte auch dieser wichtige Meilenstein gesetzt werden. Schon eine Reihe von Jahren besteht hier ein „Gesundheitsverein" zum allgemeinen Wohl der Siedler. Leider ist es uns soweit noch nicht gelungen, ein eigenes Krankenhaus oder auch nur ein Entbindungsheim zu bauen; es ist das eben mit Schwierigkeiten verbunden. Eine Bibelschule hat hier auch schon eine Anzahl von Jahren bestanden und mit Segen gearbeitet. Sie ist gegenwärtig vierklassig und hat 5 Lehrer.

Die Ansiedlung hat 3 Volksschulen mit 6 Lehrern. Die nächste Hochschule ist in Chilliwack, (10 Meilen ab), wohin die Schüler mit dem Autobus befördert werden."

Nachdem wir so einen kleinen Einblick in die Geschichte und in den Geist, der durch Zusammenarbeit den Erfolg erstrebt, der immerhin noch recht jungen Yarrower Ansiedlung erhalten, setzen wir unsere Wanderung fort.

Es ist von hier nur ein Hasensprung bis **Sardis.** Diese Siedlung wetteifert in manchen Beziehungen mit ihrer älteren Schwester. Auch sie schwillt mächtig an und dehnt sich nach allen Windrichtungen aus. Manch ein alteinsässiger Farmer wird seinem Vorsatz, sein Land nicht an Mennoniten zu verkaufen, untreu. Die enormen Preise, die für Land gezahlt werden, sind halt zu verlockend. So wird eine Straße nach der andern angelegt, von denen einige hochklingende Namen tragen.

Vor 13 Jahren sah es in Sardis ganz anders aus. Hin und wieder stand da eine armselige Hütte, die von Armut der Pioniere zeugten. Die meisten dieser Leute waren auf Ausschaffen angewiesen, um ihr Leben zu fristen. Schwer war der Anfang, aber Fleiß, Sparsamkeit und Redlichkeit halfen über manche Schwierigkeiten weg; und gegenwärtig ist man aus dem Dreck heraus. Sardis trägt heute ein ganz anderes Gesicht. Wo früher kahle Heimstätten waren, sind jetzt üppige Gärtchen, die primitiven Hütten haben netten Häuschen Platz machen müssen, unter denen man stattliche Wohnungen findet, ganz modern eingerichtet mit allen Bequemlichkeiten wie elektrische Beleuchtung, Badezimmer, Wasserleitung, durch elektrische Pumpen in Betrieb gehalten. Etliche größere Milchfarmer betreiben auch das sonst so mühselige

Melken auf elektrischem Wege. Zwei Kaufläden und ein Cooperativ versorgen die nun schon recht kaufkräftig gewordenen Farmer mit den notwendigen Waren. Ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung fällt überall in die Augen. Zur besonderen Zierde gereicht der Ansiedlung das im modernen Stil gehaltene Versammlungshaus der Brüdergemeinde. Seinesgleichen findet man wohl in keiner anderen mennonitischen Niederlassung.

Es war in den Jahren 1929 und 1930 als sich die ersten 50 mennonitischen Familien in Sardis niederließen und die Pioniere dieser Ansiedlung wurden. Heute leben hier auf ihren Heimstätten 160 Familien, die insgesamt 750 Personen zählen. Die Landpreise sind in den wenigen Jahren stark in die Höhe gegangen. Während man in der Anfangszeit den Acker für $42.00 bis $137.00 kaufen konnte, kostet er heute schon 300 bis 500 Dollar. Hauptbeschäftigung ist Milch- und Hühnerwirtschaft und Beerenzucht.

Wie die andern Ansiedlungen, so dehnt sich auch Sardis immer weiter aus, so daß heute auch bereits die in unmittelbarer Nähe des recht hübschen und reinlichen Städtchens Chilliwack gelegenen Farmen, die sich längere Zeit der Aufmerksamkeit der kauflustigen Mennoniten entzogen hatten, allmählich in ihre Hände fallen. Hauptsächlich sind es aus den Prärieprovinzen kommende Leute, die sie zu verhältnismäßig hohen Preisen erstehen.

Auf dem Rückwege machen wir einen Seitensprung und statten der mennonitischen Siedlung bei **Mission** einen flüchtigen Besuch ab. Hier haben sich etliche auf etwas buckligem Lande angekauft, andere pachten die von den Japanern verlassenen Beerenfarmen. Im ersten Jahr warfen diese heruntergekommenen Farmen nicht viel ab, jetzt aber, nachdem sie wieder instand gesetzt wurden, zeitigen sie gute Profite, und die Leute kommen gut voran.

Fährt man von Sardis mit Autobus oder Auto zurück nach Vancouver, so lesen wir auf den am Hochwege angebrachten Briefkasten manchen uns bekannten Namen. Die hier seßhaften Mennoniten bilden gleichsam die Verbindungsposten zwischen den geschilderten Ansiedlungen.

Unsere Wanderung hat uns über eine 70 Meilen weite Strecke durch das Fraser-Tal geführt, und beim Anblick der vielen emporstrebenden mennonitischen Ortschaften haben wir uns des Eindrucks nicht erwehren können, daß hier eine friedliche Eroberung dieses schönen Tales vor sich geht. Und unwillkürlich kommt einem die Verheißung in den Sinn „Die Sanftmütigen sollen das Erdreich besitzen". Wir wissen aber schon, daß die Sanftmut allein es nicht getan hat, sondern daß viel Fleiß, Ausdauer und zielbewußtes Streben hinzukommen mußten, denn auch den Pionieren dieses Tales ist nichts geschenkt worden.

Dreihundert Meilen von Vancouver entfernt finden wir bei **Oliver, Renata** und **Okanaga** auch kleinere mennonitische Gruppen. Es wird dort meistens Obstbau betrieben. Leider liegen über diese abgelegenen Gruppen keine Daten vor.

Ein Teil der nach B. C. gekommenen Mennoniten haben sich aber nicht auf dem Lande sondern in **Vancouver** niedergelassen. Ihre Zahl ist nicht festzustellen, da viele von ihnen sich abseits von den beiden in der Stadt bestehenden Gemeinden halten und ihre Gottesdienste nicht besuchen. Die guten Verdienstmöglichkeiten haben sie hergelockt, wo sie in der Menge untertauchen und dem Mennonitentum verloren gehen. Sie werden, sobald die Verhältnisse sich erst ändern, wohl wieder zurückfluten aufs Land.

Zum Schluß setzen wir nun noch über nach **Vancouver Island.** Auf eine Schilderung der angenehmen und höchst interessanten Fahrt auf dem Dampfboot der C P R will ich verzichten. Zweieinhalb Stunden währt die Fahrt, und dann landen wir bei Nanaimo. Von hier setzen wir die Reise fort bis zur Endstation der C P R Linie Courteney, eine Strecke von 75 Meilen. Per Auto geht es dann noch 15 Meilen weiter, und wir haben die Ansiedlung **Black Creek** erreicht. Sie ist 12 Jahre alt und erstreckt sich über ca. 3 Meilen längs dem Hochweg. Schulz war ihr erster Pionier. Er hatte hier einen kleinen Kaufladen eröffnet, der sich allmählich zu einem netten Kolonialwarengeschäft entwickelt hat. Nach anderthalb Jahren gesellten sich drei weitere Familien der ersten hinzu, und gegenwärtig zählt Black Creek 32 Farmbesitzer. Allem Anscheine nach stehen sie sich ganz gut. Was sie in den Gärten produzieren, können sie zu verhältnismäßig hohen Preisen ohne Mühe in der Umgegend absetzen. Mehrere von den Siedlern arbeiten in den sich in der Nähe befindenen Logging Camps. Die Arbeit dort ist nicht ungefährlich, bringt aber schweres Geld ein. Außer dieser bieten sich auch andere Verdienstmöglichkeiten. Mit der Zeit, nachdem ihre Farmen erst mehr ausgebaut sind, werden die Leutchen auf Black Creek auch mehr Unabhängigkeit erlangen. Nur auf einen Nachteil dieser Ansiedlung ist hinzuweisen, es ist das die Abgeschlossenheit von den andern mennonitischen Siedlungen. Trotzdem wird Black Creek wachsen.

Läßt man all das Gesehene und Vernommene noch einmal am Geistesauge vorbeiziehen, so bleibt der Eindruck, daß in allen Siedlungen ein wirtschaftlicher Fortschritt zu verzeichnen ist. Ob auch auf geistlichem und geistigem Gebiet — das zu beurteilen liegt nicht in unserer Kompetenz. Es wäre der Stoff für ein anderes Kapitel. Geht die Entwickelung der Siedlungen in dem bisherigen Tempo weiter, so steht zu erwarten, daß einzelne der Siedler zu nennenswertem Wohlstand wenn nicht Reichtum gelangen. Wie sich ein etwaiger Rückschlag im Wirtschaftswesen auf den mennonitischen Farmer in B. C. auswirken dürfte, ist schwer zu sagen. Das zu beantworten bleibt der Zukunft anheimgestellt.

Womit ist nun wohl der mächtige Andrang der aus den Eiskellern der Prärieprovinzen mit dicken Taschen kommenden Mennonitenfarmer nach dem gesegneten B. C. zu erklären? Vornehmlich zieht wohl das mildere und gesunde Klima. Außerdem aber bieten die mehr geschlossenen Kolonien — so kann man sie wohl nennen — auch eine bessere Garantie, die heranwachsende

Generation im mennonitischen Geiste zu erziehen. Auch andere Vorzüge mögen mitspielen. Es sei dem aber, wie es wolle — trotz der Proteste der Einheimischen, trotz der Beschlüsse gewisser Kreise, den Mennoniten weiteren Landerwerb zu untersagen, trotz der gegen sie gerichteten heftigen Angriffe der lokalen Presse — die Mennoniten fahren fort zu kommen.

E. K.

Aus meiner Schulzeit

1875—1884

Mein Vater hatte einmal ein Buch gekauft, das davon erzählte, wie früher in der Schule unterrichtet und gestraft wurde. Das Buch haben Kinder und Erwachsene mit großem Interesse gelesen, nicht nur ein- sondern mehreremal. Das allein spricht schon für das Buch; denn ein Buch, das wert ist nur einmal gelesen zu werden, ist es auch das eine Mal nicht wert. Der Verfasser des Buches war, soviel ich mich erinnere, Fr. Wiedemann. Wir fanden schon damals, daß der Unterschied im Unterrichten und Strafen von Anno dazumal bis auf unsre Zeit ein enormer war.

Wenn ich nun etwas mitteile von der Schule, die ich besuchte, so wird man finden, daß im ganzen Schulwesen seit meinen Schultagen bis heute gewaltige Veränderungen stattgefunden haben.

Ich fange also mit meiner Schulzeit an.

Mein erster Lehrer war J. . Er war ein Trinker. Als ich später einmal meine Eltern fragte, wie man doch einen Trinker als Lehrer und somit als Erzieher habe anstellen können, da sagten sie, daß J.s Vater, der in der Stadt wohnte, wo doch immer Gelegenheit zum Trinken sei, die Dorfgemeinde gebeten habe, seinen Sohn als Lehrer anzustellen in der Hoffnung, daß er dann von dem Laster loskommen werde, weil im Dorf keine Gelegenheit zum Trinken sei. Doch die Hoffnung des Vaters erfüllte sich nicht. Trotzdem blieb J. mehrere Jahre Lehrer. Zu den Sonntagen fuhr er immer in die Stadt und kam erst Montag zurück.

Von einer Erziehung der Kinder konnte unter J. keine Rede sein, doch im Unterrichten erzielte er ganz gute Resultate, wie solches auch von der Schulinspektion bestätigt wurde. Der Unterricht begann des Morgens immer mit Absingen eines Liedes aus dem Franzschen Choralbuch. Ob der Lehrer auch mit uns betete, dessen kann ich mich nicht mehr erinnern. Zum Tagesschluß wurde auch wieder gesungen, und zwar: „Ein End, o Herr, hat dieses Tages Zeit“ oder „Der Tag ist hin, o Jesu . . .“ . Recht traurig war es aber, wenn der Lehrer zum Schluß das Lied „Wie wird uns sein . . .“ anstimmte. Das

Lied beginnt mit der niedrigsten Ziffer, der 1 in der Linie, und am Schlusse kommt die 3 auf der Linie. Der Lehrer war kein Sänger und stimmte gewöhnlich zu hoch an. Da konnten die Schüler natürlich die 3 nicht aussingen. Das erboste den Lehrer, er warf dann das Choralbuch auf den Tisch und schrie: „Der Himmel möchte über euch einfallen!" oder "Das ist ja grade, wie eine Räuberhöhle!" — Ich übertreibe nichts, denn jene Schulschlüsse haben sich mir zu lebendig eingeprägt, und es kam mir schon damals zu schrecklich vor.

Das Lesen wurde nach der Buchstabiermethode gelehrt. Wenn ich an das Pauken, das mit a be=ab begann, zurück denke, dann muß ich mich noch heute wundern, wie man überhaupt auf solche Weise lesen gelernt hat. Als erstes Lesebuch diente die Fibel mit dem Hahn, als zweites das Neue Testament, und dann kam die Bibel.

Das Rechnen wurde an der Hand von Rechentafeln gelehrt. Das Einmaleins wurde jeden Nachmittag gepaukt.

Auch Russisch wurde tüchtig gelehrt.

Die Strafmethode war auch sehr verschieden von der, wie sie heute ist. Zur Strafe dienten: Nachsitzen, Buch in die Höhe halten, Knien und Stockprügel. Am meisten wurde das Nachsitzen als Strafe angewandt. Das war keine Schande mehr, denn für das kleinste Vergehen mußte der Schüler nachsitzen. Was die Stockprügel betrifft, so erinnere ich mich besonders eines Falls. Der Lehrer wollte den obersten Schüler, einen großen Jungen, mit dem Stock strafen, doch davon wurde nichts. Der Schüler entriß dem Lehrer den Stock (ich glaube, er zerbrach ihn sogar), und damit war die Sache abgetan. Mir kam es damals schrecklich vor, daß ein Schüler sich so gegen den Lehrer auflehnen könnte.

Ich will nun noch einen Tag schildern, an dem alle Schüler gestraft wurden und zwar fürs Rauchen, dem alle gefröhnt hatten. Vorerst rauchten die oberen Schüler im Graben, später im leeren Schweinestall. Als die jüngeren Schüler das sahen, drohten sie, es dem Lehrer zu sagen. Aber die Größeren erkauften das Stillschweigen der Kleineren mit einer Zigarette. Das Uebel griff weiter um sich, und schließlich war in der ganzen Schule kein Schüler, der nicht geraucht hätte. Man wurde nun allmählich dreister, und da es kalt wurde, gingen die Schüler zum Rauchen ins Klassenzimmer. Wo nahmen die Schüler denn den Tabak her? Nun, etliche stahlen ihn von den ältern Brüdern oder vom Vater. Zudem hatte man es ja auch den Russenjungen abgesehen, daß man getrockneten Pferdemist als Tabak verwenden könne. So ging der Winter zu Ende. Der Frühling hatte bereits seinen Einzug gehalten. Da, während einer Pause, kam plötzlich der Lehrer in die Klasse. Die Schüler versteckten wohl schnell ihre Zigaretten, doch die Luft war schwanger von Rauch. Wer geraucht hatte, mußte aufstehen. Ein Verschweigen gab es nicht, alle waren schuldig. Und das Urteil lautete: Ein Buch nehmen, dort an der Wand knien und ohne Mittag bleiben, nachsitzen.

Wir glaubten, das Buch solle man zum Lesen mitnehmen und mancher nahm eine Bibel. Da hieß es: das Buch in die Höhe halten. Das war auf die Dauer unmöglich, und man tauschte die Bibel, so schnell es ging, um auf ein Heft.

Ohne Mittag zu bleiben, das kam uns nicht so hart vor; denn die Mädchen brachten uns Rollkuchen, Schnettke, Pirogi u. a. Die größte Sorge machte uns, was der Vater wohl sagen würde. Aus der Schule abends nach Hause gekommen, legten wir die Bücher an ihren Ort und gingen auf die Wiese, um nach den aufgestellten Mausefallen zu sehen. Auf die Dauer konnten wir uns dem Vaterauge aber doch nicht erziehen.

Ich saß am Herd, auf dem meine Schwester das Abendessen kochte, und steckte das Stroh ins Feuerloch. Dabei nahm ich einen brennenden Strohhalm in den Mund. Mein Vater öffnete die Tür und sagte: „Junge, rauchst du?"— „Nein." — „Du kannst zu rauchen anfangen, wenn ich anfange." Wie froh war ich, daß die Sache damit erledigt war.

Ein anderer Vater, der selber Raucher war, rief seinen Jungen in die Große Stube, setzte ihm eine Dose Tabak vor und sagte: „So, mein Junge, nun wollen wir uns einmal eine rauchen." Dem Jungen war natürlich gar nicht nach rauchen.

Mein zweiter Lehrer war N. Der Unterricht fing an einem Dienstag an. Ich weiß noch gut, wie ich es bedauerte, daß es am Dienstag war. Warum? Nun, bei Lehrer J. hatten wir Dienstag immer Schnellschreiben gehabt. Der Lehrer diktierte und wir mußten rasch schreiben. Als einer der Jüngsten konnte ich aber schwer mitkommen. Und nun dachte ich nicht anders, als daß auch der neue Lehrer seinen Unterricht mit einem Diktat beginnen werde. Wie froh war ich, daß ich mich getäuscht.

Lehrer N. hatte einen ganz andern Unterrichtsplan und auch eine ganz andere Erziehungsmethode. Er brachte uns ein Herz voll Liebe entgegen, und die erweckte Gegenliebe. Er gab uns auch einen sehr guten Unterricht in Religion. Bei ihm wurde das Gestraftwerden eine Schande.

Mein dritter Lehrer war K. . Er war nur vier Jahre älter als ich. Das Verhältnis war recht kameradschaftlich. In der Spielstunde war er unsersgleichen, in der Klasse war er unser Lehrer. Wir lernten mit Lust. Er verstand es auch, uns für die Literatur zu begeistern. Mit Vorliebe deklamierten wir „Des Sängers Fluch", „Die Bürgschaft", „Der Taucher" u. a. Er führte auch Naturgeschichte und Geometrie ein. Mit leichter Mühe brachte er seine Schüler in die obere Klasse der Zentralschule.

Doch ich schließe. An diesen drei Lehrern kann der Leser sehen, welch gewaltige Fortschritte die Schule allein in jenen verhältnismäßig wenigen Jahren gemacht.

Fritz Eckig

Dichtung

Ja, es kommt vor ....

Von G. Lohrenz

Schon über ein Jahrzehnt hatte mich die Welle des Schicksals in der endlosen Prairie Kanadas herumgestoßen. Bodenlos . . . heimatlos . . . wie ein vom Herbstwind gepeitschtes Blatt.

Und nun rollte das Auto längs des Hochweges, und der am Steuer saß, war einer, der aus der Gegend kam, die mir einst Heimat gewesen, und dieses Gemeinsame verbindet. Hat man sich dort auch nur oberflächlich gekannt, hier fühlt man sich eng befreundet.

So waren wir denn auch bald im Schönsten . . ." „. . . und der Peter Plett war meiner Mutter rechter Vetter . . ." „. . . der alte Isaak Braun, der an der Mittelstraße wohnte, war meines Großvaters . . ." Na, wir kennen dies ja alle.

„Ja," sagte mein Gefährte, „der alte Prediger Baltzer, der das Brillenmalheur hatte . . . Du weißt doch?"

„Hatte? Ich kenne die Geschichte. Dachte aber nicht, daß sie auf Wahrheit beruhe. Ich nahm immer an, sie sei die Erfindung eines Spaßvogels."

„Nein," lächelt mein Freund, „sie ist echt. Es war so . . ."

Ich höre nicht mehr das Surren des Autos, seh' nicht mehr die herbe kanadische Landschaft. Ich bin weit, weit weg . . . im Süden Rußlands. Dort steht in der Sommerglut eine massive Kirche. Schwer und breit, doch ernst und würdevoll — so wie diejenigen, die sie erbaut.

Drinnen eine angenehme Kühle. Schon einige hundert Glieder der großen Gemeinde sitzen wartend in den Bänken. Schweigend. Etliche lesen im Gesangbuche, andere, wohl die meisten, beobachten unauffällig die Neueintretenden.

Da treten sie ein. Schwer, langsam und selbstbewußt die Männer. Ohne Eile nehmen sie ihren Platz ein. Sitzend verrichten sie ein kurzes, stilles Gebet. Dann begrüßt man den Nachbar. Ist er aus demselben Dorfe, so nickt man sich gegenseitig zu; ist er aus einem anderen Dorfe, so schüttelt man sich die Hände. Ein ganz kleines Lächeln huscht über die Züge . . . Dann schweigt man. In der Kirche wird nicht Alltägliches gesprochen . . .

Die Frauen kommen zu einer anderen Tür herein, aus dem sogenannten Frauenstübchen. Auch sie sind schwerfällig und beleibt; für den Fremden wohl alle mehr oder weniger gleich gekleidet. Doch wer sich hier auskennt, der weiß, daß dem nicht so ist; der Besatz und die „Kruschel" sind von Kleid zu Kleid

verschieden.

Die Jugend ist ein besonderes, interessantes Kapitel. Dem Eingeweihten sagt ihr Erscheinen schon ungefähr, aus welchem Dorfe sie sein müssen. Da hat jedes Dorf so etwas Undefinierbares an sich, das seine Bewohner stempelt und sie irgendwie von den anderen etwas unterscheidet. Die ganze Ansiedlung hat ja so zu sagen ihre eigene Mode, und von Dorf zu Dorf hat diese wieder noch ihre eigenen Schattierungen. Die Jungen aus dem reichen Oberdorf Schönsee haben Kleider aus gutem Material, sind aber von einfachem Schnitt. Diejenigen aus dem ärmeren Unterdorf Wiesenfeld legen mehr Gewicht auf Verzierungen. Die Mädchen haben viel Besatz an ihren Kleidern, die Jungen die vergoldete Uhrkette, durch das obere Knopfloch von Westentasche zu Westentasche gezogen. Eine Verlocke mag daran hängen. Die Haare trägt der junge Herr aus dem Unterdorf in der Mitte gescheitelt; sein Bruder aus dem Oberdorf scheitelt sie an der Seite . . . Kleinigkeiten? . . . Nun, die Eingeweihten wissen besser.

Auf der hohen Empore, links von der Kanzel, sitzen die Vorsänger. Es mögen ihrer am heutigen Tage ein Dutzend zugegen sein. Jetzt sagt einer derselben laut und vernehmlich: „Lied 325 . . .325 . . .“

Ein allgemeines Blättern und Husteln. Der Vorsänger bereinigt seine Stimme noch ein letztes Mal, dann fängt er laut an zu singen. Einzelne Stimmen fallen ein, und bei der zweiten Zeile singt schon die ganze Gemeinde.

O dieser Gesang . . . Wer ihn gehört, wird ihn nie vergessen. Er mag für den Aesthetiker kein besonderer Genuß gewesen sein; man hat sich wohl nicht immer an den Takt gehalten. Jeder sang eben so gut er konnte. Onkel Bärg fand es noch immer möglich, nach jeder Strophe eine extra Schleife zu machen, als freiwillige Beigabe zur Verschönerung des Gemeindegesanges. Was tat's? Im allgemeinen Gebraus verschwand es ungehört. Und doch — trotz all dem — war der Gesang für ein Kind unseres Volkes erhebend. Wenn etliche Hunderte dieser äußerlich so kühlen und innerlich doch so gemütvollen Menschen sangen, dann wehte der Geist der Väter durch die Räume. So ein Lied war ein gemeinsames Bekennen, ein sich gegenseitig Neuversprechen, nicht zu lassen noch zu wanken, und sei es einer ganzen Welt zum Trotz, von dem, das man als recht erkannte hatte.

Die Gemeinde singt schon das zweite Lied. Da öffnet sich die Tür des Ohmstübchens und, der Aelteste voran, treten die Prediger in die Kirche ein. Langsam, einer hinter dem anderen, gegen sie auf die Empore zur rechten der Kanzel. Die zwei Prediger, die heute zu sprechen haben, setzten sich auf die zwei Stühle hinter der Kanzel. Alle verrichten ein stilles Gebet.

Wie das Lied nun zu Ende gesungen ist, tritt Prediger Baltzer hinter die Kanzel. Er ist ein kleiner Mann und etwas kurzsichtig, trägt daher zum Lesen eine Brille. Vor ihm auf der Kanzel liegt das Gesangbuch. Indem er seine Brille aus der Rocktasche zieht, sagt er:

„Wir singen ein Lied, das ich vorsprechen werde nach der Melodie: „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte." Dann, indem er auf seine Brille blickt, selbstvergessen:

„Was ist blos los mit meiner Brille, sie ist ja ganz mit Staub bedeckt," und die große Gemeinde singt feierlich:

„Was ist blos los mit meiner Brille; sie ist ja ganz mit Staub bedeckt."

Entsetzen liegt auf Prediger Baltzers Angesicht. Das ist ja schrecklich ... geradezu gelästert. Aber da ist jetzt nichts zu machen. Er muß warten bis die Strophe zu Ende gesungen ist, dann ruft er mit zitternder Stimme:

„Ach, liebe Leute, seid doch stille; ich spreche nur von meiner Brille."

Entschlossen singt die Gemeinde los, „Ach, liebe Leute . . ."

Laßt uns den Vorhang ziehen. In einer mennonitischen Kirche lacht man nicht. Ob es an diesem Sonntagvormittage nicht doch geschehen, weiß mein Gefährte nicht zu sagen.

Andacht

Von N. H. Unruh

Ich ging hinaus, die Nacht war still und klar,
Des Nordlichts Leuchten war so wunderbar,
So wunderbar der Sterne goldner Schein,
So wunderbar, geheimnisvoll mein Sein.

Gott hat in meiner Brust ein Feuerlein entzündet,
Das keine Rast und keine Ruhe findet.
Nach oben muß ich meiner Ziele Richtung stellen,
Nach oben, zu des Nordlichts Feuerwellen.

Dann fühl' ich mich verbunden mit dem Einen,
Und noch mehr Sternlein wollen mir dann scheinen,
Und höher seh' ich meine Ziele steigen,
Und schöner klingt der hehre Sphärenreigen,
Und leichter hebt sich die bedrückte Brust,
Und weiter schwinden Erdenleid und Lust.

Der Gott, der alles weis' und wohl regiert,
Gewiß auch mich zum sel'gen Ende führt.

Ich ging hinaus, die Nacht war still und klar,
Des Nordlichts Leuchten war so wunderbar.
Ganz nah' fühlt' ich den Odem Gottes weh'n . . .
So schön hat' ich das Leuchten wohl noch nie geseh'n.

Gedichte

Von Hans Harder

Sommeridyll

Die Aehren wispern, stoßen sich und schaukeln.
Heiß gähnt ein müder Wind.
Die Grille zirpt. Die Schmetterlinge gaukeln.
Fern singt ein müdes Kind.

Die Mühle stöhnt auf einem flachen Hügel
und starrt ins bleiche Licht,
vor Trägheit dreht sie kaum die Flügel:
r-r-rum-komm-ich nicht . . .

Ein Greis muß schwankend in die Krücken krallen,
er sinnt und stockt und geht.
Er wartet: daß die reifen Körner fallen,
die Mühle stille steht.

Tulpen

Gleich reinen zarten Frauenhänden
tasten die Blüten in das Licht,
sich in der Sehnsucht zu vollenden,
an deren Ende der Verzicht.

Euch fehlt der Duft, ihr könnt nicht prangen,
ihr kennt die lauten Farben nicht,
ihr: formgewordenes Verlangen. —
Die Königin ist stolz und schlicht.

Maiglöckchen

Ein Meer von kleinen weißen Glocken
rauscht leise durch die laue Luft;
in hellen Klängen singt ein Locken,
in Wellen treibt ein zarter Duft.

Es tragen Blütenmelodien
die Sehnsucht über Raum und Zeit:
ich seh den Wald der Heimat blühen —
wie bin ich alt! — wie ist das weit!

Opfer der Hungersnot

An einem Frühlingstage war's. Die Sonnenstrahlen zogen fast gewaltsam das junge Grün aus der Erde. Die Bäume standen im frischen Laubkleide da, und laue, duftende Lüfte zogen durch das schöne Tal. Rosental im Frühlingsschmuck. Die Häuser schienen still zu träumen im flimmernden Sonnenschein. Bienen flogen summend durch die Gärten, die erste Ernte einsammelnd. Alles ist stille und eine Ruhe scheint über dem ganzen Dorf zu schweben, als habe sich das Glück hier bleibend niedergelassen.

Doch die Bewohner dieses Dorfes wissen andres zu erzählen. Nicht auf Friede und Wohlstand deutet die träge Ruhe. Die Menschen des blühenden Tales ruhen gezwungen. Pflüge und Eggen rosten auf den Höfen, und die Hirten haben es gemütlich; denn es sind keine Pferde und fast kein Vieh mehr im Dorfe geblieben, nachdem der alles verheerende Zug der Machno-Banden durch das Land gefegt.

Der stille, blühende Frühling folgt einem harten, kalten Hungerwinter. Den Winter 1921-22 wird niemand vergessen, der ihn im Rosental verlebte oder auch sonstwo im Süden Rußlands; denn auch die andern Dörfer nah und fern, das ganze große Gebiet des Südens hatte dasselbe Schicksal getroffen. Die Hand Gottes lag schwer auf dem großen russischen Reich.

Der Kaiser war seines Thrones enthoben, und andre hatten die Zügel der Regierung in die Hände genommen. Immer wieder andre. Und sie alle versprachen den Himmel auf Erden. Dabei wurde des Uebels aber immer mehr und die Sünde immer stärker, bis zuletzt vorübergehend gar die Anarchie am Ruder war. „Freiheit und Gleichheit" jubelten die Leichtgläubigen und wußten nicht, daß Ungerechtigkeit und Bedrückung jetzt erst beginnen sollten. Die niedrigsten Elemente kamen an die Spitze, und das Unterste wurde zuoberst gekehrt. Es dauerte den Volksbeglückern nicht lange, bis alle Vorräte verpraßt waren, und im Herbst 1921 stand der graue Hunger vor den Türen der einst so wohlhabenen Kornbauern der Unkraine.

Es schien, als sei der gnädige Gott mit den bösen Menschen im Bunde. Hatten die anarchistischen Räuber und ihre Trabanten — die Banditen aller Art alle Pferde genommen, alles Vieh fortgetrieben oder geschlachtet und die großen Vorräte der reichen Kornkammer des russischen Landes verbrannt, vernichtet — nun verschloß sich auch der Himmel. Die mühsam bestellten Felder lagen trocken da, und die spärlichen Hälmchen lechzten nach Regen. Der Regen kam nicht. Die Sonne aber brannte unbarmherzig auf das Land nieder und versengte auch die letzte Hoffnung der Bauern in den verheerten Dörfern.

Wo nehmen wir nur Brot her für so viele — war die bange Frage sorgender Menschen, und ein Grauen beschlich sie. Was würde geschehen, wenn die hungernde Menge aus den großen Russendörfern sich aufmachte,

um bei den solange immer besser gestellten Deutschen ihren Hunger zu stillen! Die fleißigen Bewohner des stillen Rosentals aber sammelten und teilten sich nur spärlich die Bissen zu, um mit dem kärglichen Vorrat vielleicht doch durch den Winter zu kommen.

Der Winter kam, und er war kalt und lang. Und die vielen Bettler an den Haustüren halfen den geringen Vorrat rascher zu verzehren. Mit schweren Sorgen gingen die Hausväter an manchem Abend zu Bett: wo nehmen wir für morgen nur das Brot her für unsre Kinder! Die winzigen Kartoffeln wurden immer wieder durchgelesen und die kleinsten mit Schale zusammen zubereitet und gegessen, damit nur nichts verloren gehe. Und ein kleiner Teil davon mußte doch zum Frühling bleiben als Saat für die neue Ernte. Die Suppe wurde von Tag zu Tag dünner, und das wenige Brot war schwarz und klebrig.

Auch der längste Winter nimmt ein Ende, auch der von 1921-22. Und als die Sonne erst wieder höher stieg und den Schnee wegschmolz, fingen die emsigen Hausfrauen an ihre Gärten zu bebauen. Die ohnehin kleinen Saatkartoffeln wurden zerschnitten und sorgsam eingepflanzt. Gelbe Rüben, rote Rüben, Zwiebeln und das sonstige Gemüse wurden in die Erde gebracht, um möglichst bald wieder frischen Vorrat in Küche und Keller zu bekommen.

Die ganz Armen sammelten junges Grün und Wurzeln, damit ihren brennenden Hunger zu stillen. Viele Hunde und Katzen waren schon im Winter verzehrt worden, und mit dem Frühling kamen die Feldmäuse in die Kochtöpfe und Bratpfannen, um der mageren Kost etwas Kraft zu geben.

Schon im Winter waren die Bettler so dicht gekommen, daß die Hausväter ihren weichherzigeren Frauen das Austeilen der Vorräte verbieten mußten, sie konnten doch die eigene Familie nicht Hungers sterben lassen, und satt zu essen hatten sie doch alle nicht. Als aber die Wege und Stege wieder zu trocknen begannen, da kamen die Hungrigen in Scharen dahergezogen, die meisten mit schon geschwollenen Leibern und aschgrauen Gesichtern. Ohne Worte streckten sie die knochigen Hände nach einer Gabe aus, um auch ebenso stumm und stumpfsinnig wieder davon zu ziehen. Auch wenn sie nichts bekamen. Nein, hungernde Menschen sind keine Aufwiegler, keine wilden Bestien mehr. Still ziehen sie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, bis sie irgendwo am Wege zusammenbrechen und ihr elendes Leben aushauchen.

Auch im Rosental gab es der Hungernden und Verhungernden viele.

Dort bewegt sich ein kleiner Begräbniszug den Berg hinan, auf den Friedhof zu.

„Droben bringt man sie zu Grabe.
Die sich freuten in dem Tal."

Ein kümmerliches Pferdchen vor einem alten Wagen, darauf ein einfacher ungestrichener Brettersarg. Die wenigen Menschen, die dem Sarge folgen, sehen alle ernst, nicht aber tief traurig aus. Es ist doch auch nichts

Trauriges, wenn jemand abscheiden darf, besonders noch, wenn es ein hungerndes Waisenkind ist, wie dieses junge Mädchen, das nun nicht mehr zu leiden braucht! —

Sie war allein übergeblieben von ihrer Familie, nachdem Eltern und Geschwister eins nach dem andern hinausgetragen worden waren. Mitleidige Nachbarn erbarmten sich der armen Waise, die von Schmutz und Ungeziefer starrte. Sie wurde bereinigt und der schmale Tisch mit ihr geteilt. Doch das Kind hatte auch schon im Elternhause nicht Recht von Unrecht unterscheiden können, und nehmen, wo etwas zu nehmen war, kam ihr selbstverständlich vor. Es wurden bald überall Klagen laut über das lose Mädchen; denn wo sie sich sehen ließ, verschwanden aus den Gärten Rüben, Zwiebeln und was sonst eßbar war. Schelten und Androhen von Strafe verfehlten völlig ihren Zweck. Stumpfsinnig nahm sie alles hin und blieb dieselbe. Doch nicht mehr lange. Eines Tages konnte sie ihr dürftiges Lager nicht mehr verlassen. Der Arzt, zu dem man sie noch brachte, konnte nur feststellen, daß ihr junger Körper sich vollständig aufgezehrt hatte. Der Hunger nahm sein Opfer. Was nützte es der Toten, daß die mitleidigen Dörfler dem abgezehrten Leib noch ein anständiges Begräbnis zurichteten, ihn in einen weißen Unterrock und eine Spitzenbluse hüllten und in einen weiß ausgeschlagenen Sarg, mit Blumen geschmückt, legten — ein Stückchen Brot, zur rechten Zeit gereicht, hätte vielleicht das junge Leben erhalten. — Und war es denn wirklich Stehlen, wenn die Hungernde dem bohrenden Verlangen des Körpers nachgab und ihm reichte, was er begehrte, und dieses dann nahm, wo sie es fand!

Die Erde ist des Herrn und alles was darauf ist.

Frau M. Penner

„Dee Huggels"

(Die Hügel)

Jedes Kind in meinem Heimatdorfe wußte, was und wo die „Huggels" waren. Denn wer an den schönen Sandstrand des Dnjeprs zum Baden gelangen wollte, mußte die Huggels kreuzen.

Sie waren eine sandige, hügelige Fläche, die keinen großen Wert hatte, und doch knüpfen sich gerade an sie, diese dürre Heide, so viele Erinnerungen, ja sie bildet fast ihren Mittelpunkt, denn zu den trauten Plätzen meiner Kind- und Jugendzeit führten die Wege immer über die Huggels.

Das Dienstmädchen geht mit uns baden. Schräg über der Straße müssen wir den breiten Ausweg passieren. An der einen Seite liegt der breite, weite Mühlenhof, von großen Akazienbäumen umgeben, die lange Schatten

werfen. Die Dampfmühle gehört dem bekannten Mühlenbesitzer Herman Niebuhr. Auf dem Hofe herrscht reges Leben. Der Heizer schaufelt emsig am großen Kohlenhaufen. Eine lange Reihe Fuhrwerke, schwer mit Getreidesäcken beladen, harren ihrer Entlastung. An der andern Seite steht die lange Schmiede, in der der wackere Schmied, große Ohm Martens, wie er allgemein genannt wurde, und seine hochgewachsenen, schmächtigen Söhne vor dem Amboß stehen und kräftig die Hämmer schwingen, die im Dreitakt auf den Amboß fallen, daß die Funken sprühen. Pink, pink, pink — klingt es uns fröhlich entgegen. Vor der Tür steht eine lange Reihe neuer Wagenräder, die beschlagen werden sollen. So habe ich die Bilder wohl dreißig Jahre gesehen, und sie haben sich mir tief in mein Gedächtnis eingegraben.

Sobald der kurze Ausweg hinter uns liegt, breiten sich vor uns die Huggels aus, die hinter dem Dorfe anfangen und sich bis zum Dnjepr ziehen. An der Westseite steht als Wehr der Wald. Die großen Bäume rauschen leise im Wind und laden zu einem Spaziergang unter ihrem Schatten ein. Ein Teil des Waldes besteht aus Maulbeerbäumen, von denen wir als Kinder die Maulbeeren in den verschiedensten Farben, dunkelrot, fleischfarbig und fast schwarz, naschten. Alte Mütterchen, die Seidenraupen hielten, holten für sie hier das Futter. Stand man dabei, wenn die Raupen sich über die frischen Blätter hermachten, so hörte man er rauschen, daß uns Kindern recht gruselig wurde. Am Waldgraben entlang führte der Weg uns dem Dnjeprberg zu, auf dem der Roggen, der das wunderschöne, duftende Brot gab, immer so gut gedieh. Hier in der Nähe blühten auch die Schneeglöckchen in großer Fülle zwischen den Steinen, die aus der Erde hervorsteckten. Daher gingen unsere ersten Frühlingsausflüge mit dem Lehrer auch immer an diesen Ort. Im nahen Tale suchten wir auch den ersten Sauerampfer, den Mutter zum grünen Vorschtsch brauchte.

Wir sind nun ganz nahe am Wasser, wo am „Stillen Ufer" die Angler oft stundenlang unbeweglich saßen und auf ihre Beute lauerten. Wehe der jugendlichen Schar, die bis hierher kam und mit lautem Lachen und Schwatzen die Stille störte. Da wurde mit unzweideutigen Blicken sehr entschieden abgewinkt. Auf den Huggels weideten auch Schafherden. Wie vergnügt sprangen im warmen Sonnenschein die schneeweißen Lämmchen umher, und es war rührend anzusehn, wie liebevoll und zart sie von ihren Schafmüttern betreut wurden. Wenn einmal eins sich verirrt hatte und dann so herzbrechend sein Mäh-mäh blökte, so brachte der Hirte es wieder zur Herde zurück. So ein Bild erinnerte mich dann an die Lüneburger Heide, von der uns der Lehrer erzählt hatte, und wo der Hirte mit dem breitkrempigen Hute und dem weiten Mantel noch Strumpf gestrickt habe.

Blumen und Kräuter mancher Art sind hier zu Hause. Im Frühling sind's die vielen wilden hellrosa Nelken. Weiter dann das hellgrüne Schlangenkraut, die glockenförmigen Pelzblumen, deren Blätter von innen lila und von außen

silbergrau scheinen und so dick sind, wie der feinste Plüsch. Dann „Katzenpfötchen“ in zwei Schattierungen, hell- und dunkelgelb, sie wurden zum Tee gegen Gelbsucht verwendet. Langstielige Kaffeeblumen mit dunkellila Knospen. An dem hohen Ufer des tiefliegenden „Puddels“, der hier an einer Seite dem Dnjepr zu auch noch seinen Platz gefunden hatte, blühten in Menge die helleuchtenden Butterblumen.

Im Sumpf, nahe am Dnjepr, sind wilde, sehr feine Vergißmeinnicht und auch die langstieligen Storchblumen, wie wir sie nannten. Und zwischen all dem Grün watet auch manchmal ein wirklicher Storch und schnappt sich einen Frosch oder eine Schlange. Ganz abgelegen und einsam steht hier ein Häuschen, von hohem Ginsterbusch umgeben.

Es ist Badezeit, die Monate Juli und August. Satt liegen die Huggels vor uns. Den ganzen Tag sind sie den sengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen. Kein Baum, kein Strauch unterbricht die Einkönigkeit, bietet ein wenig Schutz und Schatten. Dürr und grau liegen sie da, und — wir müssen hinüber. Wehe, wenn die Kinder nicht Fußzeug an den Füßen hatten, die vielen Fußangeln, wie spickten und drückten die Dinger. Dazu der heiße Sand im ausgefahrenen Wege. Kein Wunder, wenn man hier die Schritte beschleunigte, um möglichst schnell die schon in Sicht kommende Oase zu erreichen. Sie war fürwahr eine Erfrischung für den müden Wanderer nach einem viertelstündigen Marsche durch Sand und Hitze. Hier hüllte grünes, weiches Moos die staubigen und wunden Füßchen ein und kühlte sie so angenehm. Und es ist fast nicht zu glauben — hier wachsen dicke, hohe Pappelbäume, in deren Wipfeln es geheimnisvoll rauscht, und bieten ihren Schatten dar. Hier ist gut sein, denkt man, und hätte sich am liebsten in den Schatten gesetzt und die Kirschenpiroschki aus der Tüte verzehrt. Doch nein, erst nach dem Baden essen, so hatte Mutter geboten. Also wieder weiter. Und bald ist der weiße „Sandhaken“ vor uns, wiederum nur Sand und Sand. Es sind hier wenigstens aber keine Fußangeln mehr.

Wie leicht und erfrischt fühlt man sich nach dem kühlen Bade im kristallklaren Wasser. Und nun darf man endlich auch an die ersehnten Piroschki heran. Doch dann kommt der Rückweg. Man muß wieder heraus aus dem kühlen Schatten und hinein in die heißen Huggels. Es gibt erst aber noch eine kleine Verzögerung, denn Natalka, das russische Mädchen, hat Thymian gefunden, und nun bückt sie sich, greift mit beiden Händen in die krausen Stauden und rafft davon so viel in ihre Schürze, wie die faßt. Dann hält sie die Schürzenzipfel hoch und versenkt ihr Gesicht in die Thymianfülle und ruft verzückt: „Wie herrlich das duftet!“ Sie bringt ihren Schatz auch glücklich nach Hause, wo sie den Fußboden in der Küche damit bestreut, und am Sonntagmorgen füllt der Duft den ganzen Raum wie Weihrauch, und das Mädchen fühlt sich wie in ihre Kirche versetzt.

Der Tymian ist das letzte Blümchen des Jahres von den vielen, die die Huggels hervorbringen, und bald, nachdem er verblüht, liegt die Heide öde und kahl da und schlummert den Herbstwinden entgegen, die ihren Sand hoch in die Luft wirbeln und die Windhexen über ihre Oede hetzen.

Das sind die „Huggels" von Nieder-Chortitza, und sie werden für immer in meiner Erinnerung leben.

Frau M. Siemens

Der Blumenstrauß auf meinem Tisch

Von G. H. Peters

Duftet ihr mir süß entgegen,
Blumen, meines Tisches Zier?
Frische Lebenskräfte regen
neugestaltend sich in mir.

Wieder seh ich mich als Knabe,
schau das Röslein an dem Strauch;
wieder sich mein Herze labet
an dem morgenfrischen Hauch.

Stolze Pappeln seh' ich ragen
hoch, in blau-kristallner Luft.
Und das Herz wird fortgetragen
von der Blüten Maienduft.

Ach, wo sind die goldnen Zeiten,
wo die Nachtigall mir sang,
wo nicht harte Wirklichkeiten
machten mir das Herze bang.

Wo mit des Gedankens Flügel
ich mich schwang ins Aetherblau,
über Feld und Wald und Hügel
badete im Himmelstau.

Blumen, süße Frühlingskinder,
wie belebt ihr mir das Herz!
Froher, freier und gesünder
schwebt die Seele himmelwärts.

Meditationen

Von Karlo

Es ist das Leben
Ein tiefer Schlaf, der uns umfangen hält.
Und uns umschweben
Im Traume Bilder einer schönern Welt.
Doch bald mit Beben
Seh'n wir, wie auch das schönste Traumgebild zerfällt.

Wir zittern, zagen
Vor Schemen unserer Vergangenheit,
Vor bangen Fragen
Des ungewissen, wechselvollen Heut',
Und müde plagen
Wir uns mit Sorgen um die Ewigkeit.

Ein Trost: wir ahnen,
Daß Er, der diesen Schlaf auf uns gesenkt,
Der unsre Bahnen
Für uns so dunkel und verworren lenkt
Nach seinem Planen,
Uns endlich noch ein herrliches Erwachen schenkt.

* * *

In weit entfernte milde Lande
Hat sie der rauhe Frost vertrieben,
Die frohen Sänger, die ich kannte;
Der simple Spatz ist nur geblieben.
Und als ich sah, daß er nur blieb,
Da wurde auch der Spatz mir lieb.

* * *

Wie ist die Natur so groß, so weit!
Wie klein doch der Mensch in seinem Leid,
Wenn er in Winters langer Nacht
Den Glauben verliert an des Frühlings Macht.

* * *

Verzag' nicht, wenn das Schicksal dir auf Erden
Ein Glück zerstört; dir geht's wie andern mehr.
Wir müssen immer wieder glücklich werden,
Es auch zu bleiben, ist für uns zu schwer.

Twee Esel

Eene Foabel

Doa weere 'moal twee Esel. Eena wea **grauw**, enn dee aundra wea **greiw**. Enn dee grauwa säd toam greiwen: „Fuj, waut du oaba se 'ne daumelje Kolea hast!" — „Waut!" schreajh dee greiwa, „mine Kolea sitt nijh schmock? Dine sitt noch dusentmoal verreckta!" Enn see funge sich op Eernst aun doll toa woare.

Een truhoatja Hund kaum vebie, head 'n Stootke too enn säd dann: „Warum streitet ihr euch denn, ihr seid doch beide **grau**!"

Oaba doavon wulle onse Esel nuscht weete enn streede wieda.

Met eenst kaum 'ne Oap aun. Dee haud en eena Haund 'n Ama Foaw enn en'e aundre een'n Pensel. Enn waut meen ji, ea dee Esel sorajht wißte, waut väaging, haud dee Oap an beid **gray** geforwe enn stund nu enn freid sich. Dee Esel heede ar lache, wißte oaba nijh, daut see äwa an lacht — enn lachte met.

Daut oajad däm Hund, enn hee fung aun toa gnorre enn dee Täne toa spiele. Nu word dee aundre angst. Dee Oap kneep aules en enn kroop op'm Boom. Uck dee Esel stoake ut enn kaume aun'n Woata. Aus see doa 'nen kickte enn sich em Speajel sage, bewundade see äre nije Kolea.

Enn von nu aun meende see sich waut.

Karlo

Der Geburtstag

Golden lagen die Weizenfelder vor den Augen des alten Reinhart. Wo das Getreide schon abgeerntet war, standen die Puppen in dichten Reihen auf dem Stoppelfeld, ordentlich in regelmäßigen Abständen von einander. Etwas kritisch streifte Reinharts Blick über sie hin. Hier und da verweilte er zufrieden auf einer vor Fülle strotzenden Garbe.

Die Nachmittagssonne brannte. Schweiß stand in den tiefen Furchen, die das Antlitz des alten Mannes durchzogen. Er fuhr mit dem bloßen Arm über Stirn und Augen und schleuderte die Tropfen heftig weg. Da gewahrte er eine umgefallene Garbe. Ueber die Stoppeln hinweg ging er auf sie zu und hob sie auf. Die Aehren kitzelten sein Kinn, und er grinste das Goldgelb glücklich an. Als er sie mit einem Ruck zu ihren Schwestern hingepflanzt hatte, musterte er sie mit Halbaugen. Sie stand nun tadellos.

Der Schweiß lief ihm schon wieder über Stirn und Backen. Mit dem Taschentuch wischte er sich das ganze Gesicht. Dann schritt er quer übers Feld eine Puppenreihe ab, ordnete, wo eine oder die andere Garbe nicht einwand-

frei stand.

„Großpapa! Großpapa!“ Seine Enkelin, die blonde Elise, kam vom nahen Wald her auf ihn zugestürzt. „Großpapa, du sollst kommen. Wir trinken heute Kaffee, weil du Geburtstag hast. Auch eine Torte gibt's. Es stehen sieben große Kerzen und fünf kleine darauf. Großmutter hat's für dich gemacht.“

Reinhart schwang das hübsche Kind zu sich herauf. „So, so, die Großmutter hat eine Torte gemacht. Ja, ich werde kommen. Sag ihnen dort, ich komme bald . . . .Sag mal, Lisl, ist dein Papa auch da?“

„Ja, Papa und Mama sind da, auch Onkel Ferdinand und Tante Gretel. Die sind eben gekommen.“

Das Mädchen hielt er auf dem Arm, gegen seine Brust. „Ja, ich komme. Lauf jetzt schnell voraus, Lisl.“ Das Kind sperrte die Augen auf. „Kommst du denn nicht mit mir?“ „Nein, dieses Mal nicht. Lauf nur voraus.“ Er setzte das Kind zu Boden und sah zu, wie ihr rotes Kleidchen im Wald verschwand.

Und der Bauer blieb in seinem Feld. Er dachte an Hof und Haus und an seine Kinder. An seinen Aeltesten dachte er. Der hatte bei der Heirat mit dem hübschen Mädchen auch einen herrlichen Hof mitbekommen und wirtschaftete nun ganz zu seiner Zufriedenheit. Er war ruhig, sein Johann, und ein herzensguter Kerl. Hatte ihm zwei stramme Enkel geschenkt und die kleine Lisl. Das gebräunte Gesicht lächelte zufrieden.

Und auch seine Gretel war glücklich. Sie hatte zwar nur einen kleinen Hof und einen armen Mann, aber Reinhart wußte, wie das ist, wenn man eben nur den einen haben will und sei er noch so arm. Glücklich dachte er zurück an die andere Margarete. Sie war erst achtzehn gewesen, als er sie heiratete. Auch er war arm gewesen und hatte nur einen kleinen Hof geerbt. Seine Margarete! Das war ein tapferes Mädel gewesen! Die ersten Jahre ihrer Ehe hatten Bilder mitgebracht, die ihn sein Leben lang nicht losließen. Die braunen Zöpfe seiner Frau — jawohl, sie hatte noch Zöpfe getragen das erste Jahr, doch als der Johann kam, steckte sie das Haar auf — ihre dunkelbraunen Augen, die ihn so angestrahlt, wenn er müde heimgekommen von der Arbeit. Deutlich sah er sie noch abends beim Lampenlicht seine groben Hemden flicken. Da hatte ihre Zungenspitze vor Eifer an den Backen gespielt. Und wenn sie den kleinen Johann in den Armen hielt und ihm zu trinken gab — sie war damals selbst fast noch ein Kind — und immer vom Sohn zum Vater und vom Vater zum Sohn blickte und nicht wußte, wohin mit all dem Glück, da hatte er doch so ein Stückchen Himmelreich erlebt.

Es war lange bei den zwei Kindern geblieben, weil vor der vielen Arbeit keine Zeit für Kinder da war. Doch hatten sie gut gewirtschaftet, seine Margarete und er, und waren sparsam gewesen. Abends, wann die Kinder schon schliefen, hatten sie zusammen gerechnet und genau buchgeführt. Sie hatten

zu ihrem Hof dann auch den Nachbarhof gekauft und durch zähen Fleiß das Ganze emporgewirtschaftet.

Erst viel später war der Ferdinand gekommen. Der Ferdinand, das war so ein eigenartiger Junge gewesen. Hatte nicht auf dem Pflug sitzen mögen und aufs Feld hinausgehen. War an den Büchern gesessen Tag und Nacht.

Reinhart schüttelte, wie er es schon oft getan, den Kopf über seinen Jüngsten, doch es war Liebe und sowas wie Bewunderung in der Bewegung. Nachdem er ihn bis zu seinem zwanzigsten Jahr zur Schule geschickt — das war fünf Jahre länger als seinen Johann — da war der Junge an seinem Geburtstag zu ihm gekommen und hatte ihn in seiner schönen Art gebeten, ihn auf die Kunstschule gehen zu lassen, er wolle malen lernen. Da wäre er fast vom Stuhl gefallen, das fühlte er heute noch. Wie einer Henne, die ihre Entenküchlein ins Wasser gehen sieht, so war ihm zumute gewesen, als er ihm die Bitte gewährte. Aber er hatte nicht anders gekonnt. Er hatte seinen so anders gearteten Sohn über alles lieb. Er schüttelte den Kopf jetzt auch über sich selbst und war heimlich doch stolz auf seinen Jüngsten. Und er lächelte zufrieden, denn er wußte, der Sohn war glücklich und ihm tief im Herzen dankbar.

Noch einmal blickte er über seine Felder hin. Gott! seine Kinder und seine Felder! Das war eine Welt. Und seine liebe Margarete, die dort jetzt aus dem Walde kam, um ihn selbst zu holen. Freudig schritt er ihr entgegen und blickte ihr tief in die Augen. Und dann, gegen die Gewohnheit einiger Jahrzehnte, zog er sie an sich und küßte ihren Mund. Dann schritten die beiden Alten, Arm in Arm, durch den Wald dem Hause zu, um mit ihren Kindern und Großkindern „Großpapas" fünfundsiebzigsten Geburtstag zu feiern.

1399 Hedwig Dyck

Inhalt







